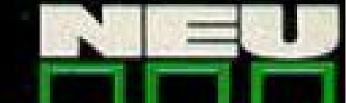
1,90 DM / Band 679
Schweiz Fr 1,90 / Östern. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Blutbrunnen

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Blutbrunnen

John Sinclair Nr. 679

von Jason Dark

erschienen am 09.07.1991

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Der Blutbrunnen

Durch das kleine Fenster grinste der Tod! Hector de Valois sah ihn nicht. Er spürte nur das eisige Gefühl der Gefahr und kreiselte auf der Stelle herum, wobei seine rechte Hand den Griff des Säbels umfaßte. Wie ein Schatten verschwand das bärtige Gesicht und tauchte unter.

Für die Länge eines Atemzugs blieb Hector de Valois noch stehen. In seinen Augen blitzte es, er war am Ziel, denn der Teufelsbote hatte seine Fährte aufgenommen. Es würde bald zu einem Kampf kommen, er war unausweichlich, davor fürchtete de Valois sich nicht. Die schmalen Lippen in dem männlichen Gesicht verzogen sich zu einem Lächeln. Auf diese Nacht hatte er lange warten müssen…

Er verließ den Raum mit geschmeidigen Bewegungen. Seinen Mantel nahm er noch mit und hängte ihn um. Das braune Haar wuchs lang in seinen Nacken hinab, er sah verwegen aus, auch wenn er keine Kopfbedeckung trug. Die hing an einem Haken in den unteren Räumen.

Hector de Valois betrat einen breiten Gang. Wie lange Arme durchzogen diese Flure das große Herrenhaus. Die Fenster waren verdeckt, die Treppen schimmerten blank, sofern sie nicht von irgendwelchen Läufern bedeckt wurden.

Das warme Licht schien aus der Halle gegen ihn. Einige Kerzen brannten. Sie standen in mächtigen Ständern und leuchteten besonders die Umgebung eines Sessels aus, in dem ein Mädchen saß, das den Kopf drehte, als es die Schritte vernahm.

De Valois blieb vor der Treppe stehen. Er schaute in das Gesicht der jungen Frau. Es zeigte einen weichen, aber auch besorgten Ausdruck. Der Puder ließ die Haut weiß aussehen. Das blonde Haar war zu einer Turmfrisur geflochten. Durch die Strähnen wand sich eine schlichte Perlenkette.

Hector de Valois, ganz Kavalier, verbeugte sich leicht. »Habt Ihr ihn gesehen, Mademoiselle?«

Sie tat erstaunt. »Wen sollte ich gesehen haben?«

»Ach, nichts.« Der Mann lächelte und ging auf die breite Ausgangstür zu.

»Aber Monsieur, Ihr wollt mich verlassen?«

»So ist es, Mademoiselle.«

»Wann kehrt Ihr wieder zurück?«

»Das kann ich Euch leider nicht sagen. Seid so gut und geht ins Bett. Schlaf tut immer gut, Mademoiselle, glaubt mir.« Er verbeugte sich und wünschte eine gute Nacht.

Dann war er verschwunden.

Zurück blieb die junge Frau, die seufzend atmete und daran dachte, daß dieser Mann ein so eleganter Kavalier sein konnte. Nun aber hatte er sie allein gelassen.

Hector de Valois dachte nicht mehr an sie. Seine Aufgabe war wichtiger. Er hatte das Haus nur für wenige Tage benutzt, so lange, bis sich ein Erfolg zeigte.

In dieser Nacht war es soweit gewesen. Der Tod hatte sich hinter dem Fenster gezeigt.

Aber er war verschwunden, eingetaucht in die stockfinstere Nacht, wo mächtige Wolken das Licht der Gestirne verdeckten. Hector kannte sich in dem Park aus. Er war nicht übermäßig groß, aber durch seine Hecken und wohlgestutzten Büsche zu einem Labyrinth gemacht worden, in dem sich zahlreiche Menschen bewegen konnten, ohne von den anderen entdeckt zu werden.

In dem Park standen kleine Pavillons, Häuser und Verstecke der Lust und Liebe, die, würden sie sprechen können, von galanten Abenteuern erzählen würden. Aber die Pavillons waren ebenso verschwiegen wie die wohlgestutzten Hecken und kleinen Bänke, von denen in dieser kühlen Nacht keine besetzt war.

Leroque hieß der Teufelsbote, und Hector de Valois mußte ihn finden, bevor er noch mehr Unheil anrichtete. Er hatte zahlreiche Menschen auf dem Gewissen, de Valois war ihm seit Monaten auf der Spur, und sämtliche Leichen hatte er blutleer entdeckt. Nicht ausgesaugt wie durch einen Vampir, sie hatten einfach aus irgendeiner Körperöffnung ihr Blut verloren. De Valois konnte sich nicht vorstellen, aus welch einem Grund Leroque dies getan hatte, er wollte ihn danach fragen, und das sollte noch in dieser Nacht geschehen.

Es war für den einsamen Jäger nicht leicht, sich lautlos zu bewegen. Die Wege zeigten eine helle Kiesschicht, die bei jedem Schritt knirschte, und de Valois entschloß sich, über den Rasen zu laufen, der in dieser Nacht einen feuchten Film zeigte.

Den anderen hörte er ebenfalls nicht. Kein Atmen, keine Schritte.

Daß er sich in diesem Garten aufhielt, wußte der Jäger, und er bewegte sich auf das Ziel zu.

Es war der größte Pavillon im Zentrum des Parks. Dort stand auch der dreietagige Brunnen, ein wunderbarer Einfall eines Baumeisters aus der Umgebung. Selbst der König war auf das Werk aufmerksam geworden und hatte den Baumeister an seinen Hof geholt.

Der Brunnen diente als Treffpunkt für Verliebte oder einfach nur für banale Verabredungen.

Um ihn zu erreichen, mußte Hector de Valois einen leicht ansteigenden Hang überwinden. Er lief mit geschmeidigen, raumgreifenden Schritten, erreichte die Rundung des Pavillons, dessen Zentrum der Brunnen bildete und dessen Dach durch Säulen gestützt wurde, ansonsten aber freien Einblick bot.

De Valois blieb auf halber Strecke nicht nur stehen, er duckte sich auch so tief wie möglich, denn er hatte Geräusche gehört, die am Brunnen entstanden sein mußten.

Es war das übliche leise Plätschern, wenn das Wasser aus der Öffnung schoß, um sich anschließend beim Zurückfließen auf den drei unterschiedlich breiten, runden Steinplatten zu verteilen, bevor es unterhalb des Randes wieder in den normalen Kreislauf hineingeriet und abermals hochgepumpt wurde.

Nichts Besonderes, man gewöhnte sich schnell an die Geräusche, auch Hector dachte so.

Weniger gut gefielen ihm die Laute, die das Plätschern übertönten.

Es waren leise Schreie der Angst. Überlagert von einer rauhen, böse klingenden Stimme, die dem Ärmsten erklärte, daß seine letzte Stunde

nun angebrochen war.

Als Hector das hörte, grinste er kalt. Es würde genau das eintreten, was er sich gewünscht hatte.

Leroque, den Teufelsboten, würde er auf frischer Tat ertappen!

Der war eine Bestie, ein Tier, auch wenn er dabei aussah wie ein Mensch. Beseelt von einer irren Rache, die niemand nachvollziehen konnte.

Auch jetzt stand er wieder dicht davor, einen Mord zu begehen.

Seine Stimme drang wie ein mit bösen Worten gefüllter Schwall über den Rand des Pavillons hinweg und hinterließ sogar unter dem Steindach ein leises Echo.

»Blut für den Brunnen, dein Blut! Dein Blut für ihn, für die Hölle! Für den Brunnen!«

Hector de Valois hörte genau zu, während er auch die restlichen Meter nahm. Er hatte sich tief geduckt und schleifte beinahe über den Boden. Der Wind schmeckte nach feuchtem Laub. Es hatte am Morgen noch geregnet, das Gras war naß, der Brunnen plätscherte weiter. Das Lachen des Teufelsboten klang grausam, und Hector erreichte mit einem letzten großen Schritt das Ziel.

Er blieb hinter einer der Stützsäulen stehen, die so geschwungen war wie ein Frauenarm.

Er hörte das Flehen des Mannes und war beruhigt darüber, daß er noch lebte. Demnach war er nicht zu spät gekommen.

Hector ließ sich jetzt Zeit. Den Rand des kleinen Bauwerks konnte er mit einem Satz überwinden, er wollte erst sehen, was sich unter dem Dach abspielte. Eigentlich mußte ihn der Teufelsbote erwarten, schließlich hatte er in sein Zimmer geschaut.

Das Plätschern des Brunnens nahm de Valois als normal hin. Nicht aber den Geruch.

Er war widerlich und strömte ihm als ein süßlicher Schwall entgegen. So roch kein Wasser, diesen Geruch gab nur eine bestimmte Flüssigkeit ab – Blut!

Hector hielt unwillkürlich den Atem an. Bei jedem Luftholen hatte er den Eindruck, das Zeug auf seiner Zunge und auch im Gaumen zu schmecken.

Sehr behutsam schob er sich um die Säule herum. Zwei Rücken entdeckte er.

Beide gehörten zu gebeugt dastehenden Männern, die sich dicht am Brunnen aufhielten.

Der eine war ganz in Schwarz gekleidet. Er trug die Kutte eines Mönchs, nur war er das Gegenteil davon. Der andere Mann konnte sich nicht mehr rühren, er wimmerte. De Valois kannte nicht einmal dessen Namen, er würde wieder zu einem namenlosen Opfer des Teufelsboten und des Blutbrunnens werden, falls de Valois nicht

eingriff.

Aus der aus Steinkugeln bestehenden, dreieckigen Spitze des Brunnens strömte der dunkle Blutschwall. Sie war wie eine Pyramide gebaut und sollte wahrscheinlich auch eine sein, obgleich sich der Baumeister darüber nicht genau ausgelassen hatte. Jedenfalls besaß sie eine sehr breite Öffnung, und das Blut konnte sich auf den darunter liegenden Steinen gut verteilen.

Es lief alles genau nach Plan, der Brunnen würde wieder ein Opfer bekommen, und unter der Kutte holte der Teufelsbote eine Waffe hervor. Es war ein Messer mit breiter Dreiecksklinge. Mit der anderen Hand zerrte Leroque das Opfer hoch, das nicht einmal wagte, den Kopf zu drehen und nur leise vor sich hin wimmerte.

»Dein Blut für den Brunnen! Dein Blut für den Allmächtigen der Hölle! So wird es sein!« Leroque hob den Arm mit dem Messer.

»Nein, du Satan, so wird es nicht sein!« Mit diesen Worten auf den Lippen sprang Hector de Valois über den Rand des Pavillons hinweg und auf die beiden Männer zu…

***

Der Teufelsbote hatte ihn gehört, er fuhr herum und ließ den Mann los, der mit dem Gesicht zuerst auf den Boden fiel.

De Valois hielt seinen Säbel längst in der Rechten. Die blanke Klinge schuf einen dunklen Reflex, und der Teufelsbote wich mit einem geschmeidigen Sprung zurück.

»Du bist es!«

»Ja, ich bin es, Leroque. Und ich bin gekommen, um deinem verdammten Leben ein Ende zu setzen.«

Der Teufelsbote lachte in die unsichtbaren Blutwolken hinein, die den widerlichen Geruch abgaben. Dann sprang er zurück und rief.

»Komm her, de Valois. Komm und versuche es!«

Hector nickte und griff an.

Er war schnell auf den Beinen, bewegte sich wie ein Tänzer auf der Bühne und verstand es auch, seinen Säbel zu führen. Die Klinge bewegte sich zuckend, sie zerschnitt die Luft, und durch diese Finten wurde der andere zurückgetrieben.

Für Leroque war dies ein Spaß. Er lachte, während er um den Brunnen herumlief und keinerlei Anstalten traf, sich zu wehren.

Nur die Hand mit dem Messer hatte er ausgestreckt. Mit dieser schmalen Klinge würde er die Säbelhiebe kaum abwehren können.

»Stell dich endlich!«

»Nein, de Valois. Wenn du mich fangen willst, mußt du schon über den Brunnen springen. Dann vermischt sich sein Blut mit dem deinigen. Dich als Opfer wäre etwas Besonderes.«

Das hatte Hector nicht vor. Er haßte diesen Regen aus Blut und

wollte nicht aussehen wie jemand…

Seine Gedanken stockten. Aus dem Handgelenk hervor schleuderte er den Säbel gegen Leroque.

Der drehte sich ab. Seine Kutte schlug Wellen. In einer dieser Stoffwellen raste die Klinge hinein und bohrte sich tiefer, bis sie im Körper des Teufelsboten steckenblieb.

Jetzt mußte er fallen, Hector rechnete damit, aber Leroque wankte nur zurück. Er lachte dabei, als wäre ihm nichts geschehen. Dabei steckte die Klinge in seinem Körper und zitterte bei jeder Bewegung nach.

Hector de Valois umrundete den Brunnen. Er beeilte sich, um seinem Gegner den Todesstoß zu versetzen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als Leroque den Griff der Waffe packte und den Säbel aus seiner Brust zog.

»Das hast du ihn!« brüllte er und rammte die Klinge vor.

Hector de Valois befand sich im Sprung. Es war unmöglich, der Klinge noch zu entgehen. Er drehte sich in der Luft, das war seine einzige Chance. Dem Feind nicht die Brust, sondern die Seite zuzudrehen.

Glühendes Eisen fuhr in seine Hüfte. Der Schmerz rumorte. Der Sprung des mutigen Mannes wurde gestoppt. Hector kam noch auf die Füße, knickte aber ein, taumelte zur Seite und wußte gleichzeitig, daß er einen schweren Fehler gemacht hatte. Dieser Leroque stand mit schwarzmagischen Kräften im Bunde; der Teufel hatte ihm seinen schrecklichen Segen gegeben.

An einer Säule fand Hector Halt. Er umklammerte sie wie einen Rettungsanker. Der Schmerz in seiner Hüfte biß zu wie ein böses Tier. Sogar die Knochen schienen in Flammen zu stehen. Ihm wurde klar, daß der Brunnen einen doppelten Nachschub an Blut bekommen würde, wenn er, Hector, es nicht schaffte, sich aus dieser Lage zu befreien.

Leroque hatte seinen Säbel. Und er genoß es auch. Er stand bereits in der typischen Haltung eines Siegers. Breitbeinig, den Körper leicht vorgebeugt, wippend, als könnte er es nicht erwarten, dem Feind den Todesstoß zu versetzen.

Hector de Valois klammerte sich an der Säule fest. Er merkte genau, daß sein Blut warm und feucht aus der Wunde rann. Sie befand sich an der linken Hüftseite, in die linke Brust würde ihn die Klinge auch treffen, wenn der andere sein Herz erwischen wollte.

Aber Hector de Valois besaß noch einen Trumpf, den letzten in diesem verfluchten Spiel mit den jetzt ungleichen Karten. Der Teufelsbote durfte nur nicht zu früh merken, was er vorhatte, es mußte Hector gelingen, den anderen abzulenken.

Hector bewegte sich an der Säule. Er tat so, als wollte er sie noch

stärker umarmen, über seine Lippen drang ein langgezogenes Stöhnen, die Augen zuckten ebenso wie die Haut in seinem Gesicht. Er sackte immer tiefer, obwohl er sich festhielt, und jede seiner Bewegungen begleitete der Teufelsbote mit einem häßlichen Lachen.

»Bald wirst du blutleer sein!« versprach er. »Ich werde dich aufschlitzen und zuschauen, wie dein Blut in den Brunnen rinnt und in den Kreislauf hineingerät.«

»Warum?« keuchte Hector. »Warum tust du das?«

»Für ihn, den Herrscher!«

»Ist es der Teufel?«

»Wer sonst?«

Leroque kam näher. Er ging mit lässigen Schritten, kostete seine Überlegenheit aus.

De Valois mußte sich beeilen. Seine Hand fuhr unter den Mantel.

Er trug eine Weste, darunter ein Hemd mit einer langen Knopfleiste.

Und darunter wiederum…

Mit einem Ruck fetzte er die Knöpfe auf. Er sah sie wegspringen, die Handfläche glitt über die nackte Brust, bis sie plötzlich den Gegenstand zu fassen bekam, den er als seinen letzten Trumpf betrachtete, als die ultimative Waffe.

Sie hing an einer schmalen Kette, und sie war ein Kreuz!

Leroque hatte sich bisher täuschen lassen. Als jedoch die Hand des Verletzten zu stark und intensiv auf Wanderschaft ging, wurde er plötzlich mißtrauisch.

»Was hast du vor?«

De Valois gab ihm die Antwort auf seine Art und Weise. Er hatte den zum Stoß bereiten Säbel bereits aus dem Augenwinkel gesehen und fuhr ihm mit einer Linksdrehung entgegen.

Der andere brüllte auf.

Aus der Hand des Angeschlagenen ragte das Kreuz hervor. Hell, silbern und fast strahlend.

Das Zeichen des Sieges. Das Gute hatte über das Böse gesiegt, das Kreuz war die Erlösung vom Bösen.

Und Laroque brüllte, als stünde sein Körper in Flammen. Er fuhr zurück, sein Gesicht sah plötzlich uralt aus und wirkte unter der Kapuze wie eine Masse aus Schlamm, von der sich nur sein pechschwarzer Bart noch abhob.

Er ließ den Säbel fallen, und eigentlich hätte ihn Hector erwischen müssen, aber da war die verfluchte Verletzung, die ihn daran hinderte, so schnell wie möglich zu reagieren.

Er konnte kaum laufen, er sackte zusammen, fiel auf die Knie, raffte sich wieder auf, hielt aber die Hand mit dem Kreuz vorgestreckt und präsentierte es dem Feind.

Dessen linker Arm schnellte hoch, als wollte er nach der Decke des

Pavillons greifen.
Die aber lag zu hoch, um sie erwischen zu können, doch die Bewegung hatte er nicht umsonst durchgeführt.
Etwas jagte aus der Decke nach unten. Gleichzeitig sprühten die gleichen Blitze auch aus dem Handteller des Mannes hervor. Beide trafen sich. Eine Zusammenballung aus böser Energie entstand, in der sich eine stinkende Wolke abzeichnete, die den Mann einen Moment später umgab und ihn verschluckte wie ein gewaltiges Maul.
Dann war er weg!
Hector de Valois stand da, schaute gegen die Fetzen und spürte von seiner Verletzung nichts mehr. Das Unwahrscheinliche war passiert und hielt ihn umklammert.
Es gab keinen Leroque mehr, das war sicher. Nur hatte er ihn nicht vernichten können. Sein großer Meister und Mentor hatte diesen Menschen zu sich geholt.
Als de Valois dies bewußt wurde, spürte er auch wieder die Schmerzen, die als Flut über seine Hüfte strich. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, aber er wollte seinen Säbel mitnehmen. Ein Mann ohne Waffe taugte nichts.
Schwerfällig bückte er sich und nahm die Klinge an sich. Auf sie konnte er sich noch stützen, wenn er den Park verließ. Sein Blick fiel auf den Brunnen, als er sich drehte, und er zwinkerte für einen Moment mit den Augen.
Er sprudelte nicht mehr.
Das Blut war ins Stocken geraten. Er bekam keinen Nachschub.
Nur im untersten Becken hatten sich noch die Reste gesammelt.
Hector de Valois schüttelte den Kopf. Er wollte es nicht so recht begreifen, aber er mußte sich eingestehen, daß er letztendlich doch einen Erfolg erzielt hatte, denn es war ihm gelungen, den verfluchten Blutbrunnen auszutrocknen.
Als er dies als Gewißheit akzeptiert hatte, fing er an zu lachen. Es war ein lautes, rauhes und triumphierendes Gelächter, das auch den Umkreis des Pavillons verließ und in den Park hineinschallte, wobei es sehr bald von der Finsternis aufgesaugt wurde.
Geschafft!
Er preßte seine Hand auf die Wunde, zog sie wieder zurück und schaute gegen die Fläche.
Sie war naß und rot, und jeder noch so leichte Druck jagte den Schmerz durch die Körpermitte. Was er jetzt brauchte, war ein Verband, zudem Tinkturen oder Kräuter, die dabei halfen, die Wunde zu schließen. Deshalb mußte er zurück zu Mademoiselle de Carnais, die sicherlich auf ihn wartete.
Der als erstes Opfer vorgesehene Mann lag auf der anderen Seite des Brunnens. In seiner Angst hatte er sich auf den Boden gepreßt, nicht

darauf achtend, daß durch den Sturz sein Nasenbein gebrochen war und das Blut hervorströmte.

Am Rand zog er sich hoch, wimmerte und bekam große Augen, als er de Valois sah.

»Sire… Ihr habt … Ihr habt ihn …«

»Ja, ich habe ihn vertrieben!« keuchte Hector. »Ich habe ihn verscheucht. Du kannst nach Hause gehen.«

Er ging einfach weiter, und der Gerettete kroch ihm auf Händen und Füßen nach. »Danke, Sire, danke. Wie kann ich Euch dafür nur danken, Sire?«

De Valois gab keine Antwort. Er ging bereits den flachen Hang hinunter und taumelte beim Gehen von einer Seite zur anderen. Es fiel ihm nicht leicht, sich auf den Beinen zu halten. Manchmal prallte er auch gegen die Hecken, die ihm die nötige Stütze gaben und die ihm auch wieder Schwung zum Weitergehen gaben, wenn er sich wieder in Bewegung setzte.

Das Laufen wurde für ihn zur einer Marter. Er stolperte durch die stockfinstere Nacht, das Gesicht verzerrt, wie unter einer schweren Last keuchend und geschwächt durch den Blutverlust. Er durfte nicht schlappmachen. Seinem Wunsch, sich hinzulegen, durfte er nicht nachgeben. Erst im Haus würde er Hilfe finden, das mußte er einfach erreichen, und er sah bereits das Licht durch die Fenster schimmern.

Für Hector war es ein Zeichen der Hoffnung.

Wie lange er unterwegs war, konnte er nicht sagen. Irgendwann erreichte er auch das Haus und damit die Tür. Mit letzter Kraft hämmerte er dagegen, dann brach er zusammen. Ihm wurde schwarz vor Augen, die Schwärze verwandelte sich in einen Tunnel, der ihn mitzerrte und einfach schluckte.

Sein Kreuz aber hielt er wie im Krampf umklammert. Und so fand ihn auch die junge Frau.

***

Hector de Valois erwachte in einem Bett. Er lag auf dem Rücken und kehrte nur langsam in die normale Welt zurück. An seiner linken Seite spürte er das Pochen.

Jemand flüsterte in seiner Nähe. Eine Frau war es, die sich an einen Mann wandte, der sogar noch lachte.

»Ja, er hat eine Bärennatur. Er wird wieder auf die Beine kommen, Mademoiselle, das kann ich Euch versprechen.«

»Und was soll ich tun, Herr Doktor?«

»Ihn pflegen.«

»Ja, das werde ich.«

Hector de Valois verzog die Lippen zu einem breiten Lächeln, als er die Unterhaltung hörte. Mademoiselle de Carnais war eine

bildhübsche Frau. Er nahm sich vor, ihre Pflege so lange wie möglich in Anspruch zu nehmen.

Der Arzt ging. Seine schweren Schritte verklangen. Auch die Frau verließ das Zimmer.

Allein blieb Hector de Valois zurück. Noch schaffte er es nicht, seine Gedanken zu ordnen, doch er war stolz, den Teufelsboten vertrieben zu haben.

Mit dieser Gewißheit schlief er ein.

Hector de Valois blieb fast zwei Monate im Haus der Mademoiselle de Carnais. Zuerst verwöhnte sie ihn, dann revanchierte er sich.

Und es soll Menschen gegeben haben, die Mademoiselle de Carnais noch nie so glücklich gesehen hatten.

Hector de Valois war eben auf vielen Gebieten perfekt…

***

Meine Güte, hatte ich getankt!

Nicht daß ich total betrunken gewesen wäre, aber ein bis vier Gläser über den Durst hatte ich mir schon gegönnt, und das machte sich natürlich bemerkbar.

Keine Feier ohne Grund!

Wir hatten Grund zu feiern, und es war wie ein Familientreffen, denn Suko hatte seine Irreise durch Indien beendet und dank Buddhas Hilfe die Kraft des Stabes wieder zurückbekommen. Das machte nicht nur ihn glücklich, sondern auch uns, denn Suko hatte uns sehr gefehlt, auch wenn wir das offen nicht zugaben.

Wir – das waren Sir James Powell, Bill Conolly, seine Frau Sheila, Glenda Perkins, Jane Collins und natürlich Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, die, wie auch Sir James, an der Schmalseite des langen Tisches saß und mir hin und wieder seinen sehr strengen Blick zuwarf, denn sie hatte als erste erkannt, daß ich nicht mehr ganz nüchtern war.

Ich konnte auch nicht sagen, was an diesem Abend mit mir los war. Vielleicht war es das Wissen darum, Suko endlich wieder als Freund und Kollegen an meiner Seite zu wissen, das mich so hatte über die Stränge schlagen lassen.

Ich hatte an diesem Abend einfach ein Ventil gebraucht. Das sollte mir auch keiner übelnehmen.

Whisky und Bier vertrugen sich nicht so gut. Zudem hatte ich wenig gegessen und wollte eine Runde aussetzen, als Bill Conolly den Ober kommen ließ.

»Für mich nicht«, sagte ich.

Der Reporter lachte. »Schwierigkeiten?«

»Es hält sich noch in Grenzen.«

Sheila, die links neben mir saß, schaute mich fast bedauernd an.

»Ich glaube, daß die Nacht für dich nicht so lang werden wird, John.«

Ich nickte, und es kam mir schwerfällig vor. »Es ist heute nicht mein Tag gewesen.«

Suko grinste mich an. Er meinte aber Sheila. »Indien ist ihm wohl nicht bekommen.«

»Klar, es war heiß.«

»Und jetzt?« fragte Bill den Kellner.

»Ich setze aus und gehe vor die Tür.«

Glenda hatte wieder ihr vorwitziges Mundwerk. »Hick, sagte das Bier, da bin ich wieder.«

»Ha, ha. So weit ist es nicht. Du kannst ja mitkommen.«

»Und dich abschleppen, wie?«

»Wäre doch mal was anderes.«

»Danke, aber keine betrunkenen Männer.«

Ich verzog das Gesicht. »Wie kann man nur so schlecht denken. Du solltest dich schämen.«

»Du nicht?«

Ich winkte ab, stand auf und schob mich mühsam aus der Sitzecke hervor, wobei ich natürlich in die grinsenden Gesichter meiner Freunde schaute. Nur Lady Sarah schüttelte den Kopf. »John, gib nur auf dich acht, mein Junge, sonst nimmt es mit dir noch mal ein schreckliches Ende.«

Ich küßte sie auf die Stirn, was bei den anderen einen Ausbruch an Heiterkeit veranlaßte. »Keine Sorge, Sarah. Wenn es zu schlimm wird, greife ich auf kohlensäurefreies Mineralwasser zurück, wie Sir James es uns immer vormacht.« Nur für ihr Ohr bestimmt flüsterte ich den nächsten Satz. »Der hat schon soviel davon getrunken, daß er irgendwann noch als Leiche nachrülpst.«

Ich war schon an der Tür, als Lady Sarah noch immer lachte. Meine Schritte kamen mir vor wie die eines Seemanns, der es noch lernte, über die Bootsplanken zu gehen, wenn eine bestimmte Windstärke herrschte. Das Gleichgewicht verlor ich nie. Ich freute mich allerdings darüber, als mich die eisige Luft traf, denn in London herrschte bereits seit Tagen tiefster Winter.

Schnee und Kälte feierten fröhliche Urständ, als hätten sie etwas nachzuholen.

Das Lokal lag in einer nicht sehr belebten Gegend von Soho. Es gehörte nicht zu den uralten, war erst vor zwei Jahren eröffnet worden, sehr gemütlich eingerichtet und hatte zivile Preise.

Das Bier stammte aus Germany, England und der Tschechei. Man konnte auswählen. Vielleicht war das mein Fehler gewesen, denn ich hatte sehr europäisch getrunken und von Süden nach Norden die Biersorten durchprobiert.

Der Wind blies um die Ecken und biß in mein Gesicht. Zum Haus gehörte auch ein kleiner Parkplatz, auf dem nur wenige Fahrzeuge standen, die allesamt eine dicke Haube aus Schnee und Eis zierte.

Nach drei Seiten hin war der Platz abgeschirmt, nur nach einer offen, wo die Fahrzeuge ein- und ausfahren konnten.

Ich ging mit langsamen Schritten durch den harten Schnee, der an der Oberfläche glitzerte, weil er dort gefroren war. Die kleinen Eisstücke sahen aus wie helle Diamanten und wurden mit knirschenden Geräuschen vom Druck meiner Schuhe zermalmt.

Es schneite nicht mehr, aber die Natur hatte ihr weißes Kleid angelegt und kam mir so fremd vor, als befände sich zwischen ihr und mir ein Vorhang, der zahlreiche Geräusche schluckte. Vor allen Dingen die der Fahrzeuge, die über die nicht weit entfernten Straßen hinwegfuhren.

Der Himmel sah aus wie frisch geputzt. Sterne grüßten mit ihrem kalten Licht. Ein prächtiges Firmament, an dem nur der Mond fehlte. Er hielt sich versteckt.

Ich bewegte mich über den Parkplatz und atmete tief durch. Ein und aus, bewegte dabei die Arme, reinigte die Lungen, doch den verdammten Druck im Kopf wurde ich nicht los.

Die nahen Bäume an den Rändern des Platzes sahen aus wie tiefgefrorene fremde Wesen, die sich müde zur Ruhe gebettet hatten.

Manchmal wehte der Wind auch pulvrige Kristalle vom weißen Geäst. Wie kalter Staub fuhren sie in mein Gesicht.

Als stumme Zeugen standen die Autos auf dem Platz. Wer sie fahren wollte, mußte sie erst freischaufeln. Selbst die Automarken waren nicht zu erkennen.

Am Rand des Platzes blieb ich stehen. Über mir breitete sich das weiße Geäst aus. Die Natur hatte sich schlafen gelegt.

Außer mir hatte sich nichts in meiner unmittelbaren Umgebung bewegt – oder doch?

Da war ein Schatten.

Ich nahm ihn aus dem Augenwinkel wahr, hatte ihn aber nicht genau erkennen können, weil er sich in der Lücke zwischen zwei abgestellten Fahrzeugen verborgen hielt.

Täuschung oder nicht?

Ich war nicht alarmiert, dieser Abend sollte mir ganz privat gehören. Von Dämonen und Schwarzer Magie wollte ich nichts wissen, es sollte nur gefeiert werden.

Ich vergaß die Bewegung wieder. Es konnte ein Vogel auf der Suche nach Nahrung gewesen sein, denn diese Tiere hatten es bei der nordpolhaften Kälte schwerer als wir Menschen.

Ich wollte nicht an diesem Fleck festfrieren und langsam wieder zurück zu meinen Freunden gehen, wobei ich mich tatsächlich besser

fühlte, denn die kalte Luft hatte in meinem Innern etwas aufgewühlt und bewegt. Mir den Zustand der Lethargie aus den Knochen getrieben, obwohl die Kopfschmerzen noch blieben und meine Bewegungen nicht mehr so stimmten wie sonst.

Das Knirschen der Schritte im Schnee klang wie eine Wintermusik in meinen Ohren. Ich passierte die abgestellten Fahrzeuge und schaute gegen das Licht an der Rückseite des Gebäudes. Zwei Laternen streuten ihren rotgelben Schein über den weißen Schneeboden und bedeckten ihn mit einem dünnen Lichtteppich.

Das alles bekam ich mit, das alles war normal, nur nicht das zweite Knirschen im Schnee.

Schritte hinter mir!

Umdrehen oder stehenbleiben? Vielleicht war es eine Täuschung gewesen, denn hundertprozentig fit fühlte ich mich nicht. Ich hatte auch zuvor keinen Menschen außer mir auf dem Parkplatz gesehen.

Entweder war der andere später gekommen oder er hatte bereits hier zwischen den Fahrzeugen oder unter den Bäumen gelauert.

Ich drehte mich um.

Es war eine langsame Bewegung. Ich wollte, falls tatsächlich jemand hinter mir stand und mir feindlich gesinnt war, ihm keine Gelegenheit geben, mich anzugreifen.

Es war der Schatten, der vor mir aus dem Schnee in die Höhe wuchs wie eine Figur, die kräftige Hände einfach dahingestellt hatten und sie nicht mehr abholen wollten.

Die Person, eine Frau, rührte sich nicht vom Fleck. Deutlich waren ihre Atemfahnen vor dem Mund zu sehen.

Sie trug einen langen, dunklen Mantel, hohe Winterstiefel und eine Wollmütze auf dem Kopf. Daß überhaupt eine Frau vor mir stand, erkannte ich allein an den Gesichtszügen unterhalb des Mützenrands. Noch etwas fiel mir auf.

Die Frau trug an der rechten Hand einen hellen Kunststoffeimer.

Der Metallring drückte dabei in ihre Handfläche, und im Eimer befand sich eine Masse, die warm sein mußte, denn über der Oberfläche verteilten sich dünne Dunstschwaden.

Sie sprach nicht, auch ich blieb stumm, aber ich wollte diese Mauer durchbrechen, weil ich davon ausging, daß sie nicht zufällig hier auf dem fast leeren Parkplatz erschienen war.

Ich deutete ein Nicken an. Niemand störte uns. Wir konnten leise sprechen und verstanden uns auch. »Wer sind Sie, Madam?«

Sie räusperte sich. »John Sinclair?«

»Es ist möglich…« Ich dachte darüber nach, daß sie meinen Namen etwas singend ausgesprochen hatte, so wie es die Franzosen taten.

»Ja oder nein?«

»Gut, ich bin John Sinclair!«

Ich hörte sie atmen. »Dann habe ich Sie endlich gefunden. Es war ein langer Weg.«

»Es kommt darauf an, wie man das Problem angeht, finde ich. Darf ich fragen, was Sie von mir wollen?«

Sie runzelte die Stirn, schaute zu Boden und räusperte sich. »Das ist nicht so einfach zu sagen, aber es steht noch eine Rechnung offen. Eine sehr alte.«

»Tatsächlich? Sie machen mich neugierig, Madam.«

»Hier«, sagte sie und hob die rechte Hand mit dem Eimer an. Sie trug nicht einmal Handschuhe.

Vielleicht war mein Gehirn trotz allem noch zu sehr benebelt, sonst hätte ich schon zuvor reagiert und nicht erst dann, als sie den Eimer vorschleuderte und mir seinen dunklen, schwappenden Inhalt entgegenkippte.

Ich kam nicht so schnell weg. Erstens lag es an meiner Reaktion, zweitens, war es zu glatt. Durch die heftige, rein instinktiv geführte Bewegung, rutschte ich aus, fiel hin und die Flut aus dem Eimer ergoß sich über mich.

»Da, Hector de Valois, da hast du das Blut aus dem Brunnen! Das ist erst der Anfang!«

Während ich noch auf dem Boden lag und die Welt nicht mehr verstand, rannte die Unbekannte weg…

***

Ich kam mir vor wie ein Mensch, der von vier Seiten zugleich blockiert wurde.

Ich hörte mich atmen und lauschte den Tropfen, die platschend auf dem Eisboden aufschlugen. Das Zeug bekam ich auch zu schmecken.

Verdammt, es war tatsächlich Blut!

Im ersten Moment nach dieser Erfahrung schwappte eine Welle der Übelkeit in mir hoch. Mit beinahe übermenschlichen Kräften riß ich mich zusammen und sagte mir selbst, daß ich nur nicht in irgendwelche Panik verfallen dürfte.

Da war eine Frau gekommen und hatte einen Eimer Blut über mich geleert. Zwar ungewöhnlich, aber nicht tödlich. Ihre Worte allerdings hatten mich stärker irritiert. Sie hatte mich mit zwei Namen angesprochen! Einmal als John Sinclair, dann, als sie das Blut über meinen Körper gekippt hatte, als Hector de Valois. Und in ihrer Stimme hatte ein französischer Akzent mitgeschwungen.

Über dieses Problem dachte ich vorläufig nicht nach. Ich wollte nur so rasch wie möglich aus dieser Kälte heraus und dachte daran, daß ich fürchterlich aussehen mußte.

Über und über mit Blut beschmiert, das auch jetzt noch aus meiner Kleidung rann und in dicken, roten Tropfen zu Boden klatschte, wo es

den Schnee schmolz und makabre, blutige Ränder hinterließ. Wer das sah, mußte annehmen, das hier wer weiß was geschehen war.

Ich kniete noch immer. Meine Hände froren allmählich ein, weil ich sie gegen die harte Schneefläche gedrückt hatte. In meinem Kopf tuckerte ein kleines Bergwerk, und die Stiche strahlten in verschiedene Richtungen hin ab.

Aufstehen, Sinclair, sagte ich mir, sonst wird die Schmiere zwischen deinen Knochen noch zu Eis.

Mit müden Bewegungen drückte ich mich in die Senkrechte. Das Blut rann mir nicht nur aus der Kleidung, es hatte seinen Weg auch über die Hände gefunden und tropfte von den Fingerspitzen in den Schnee. Es klebte in meinen Haaren, schlierte über das Gesicht, ließ Lippen, Hals und Brust ebenfalls nicht aus, denn es war sogar unter meine Kleidung gedrungen.

Auch der Geruch war noch da.

Ekelerregend schwängerte er meine Nase. Es mußte altes Blut sein, das so stank. Ich wollte mich zwar so rasch wie möglich reinigen, zuvor aber ging in den Parkplatz noch einmal ab und forschte nach Spuren, die diese fremde Person möglicherweise hinterlassen haben könnte.

Es war nichts zu sehen. Keine weiteren Blutflecke zwischen den abgestellten Wagen und auch keine in den Schnee gedrückten Trittstellen, die mich hätten aufmerksam werden lassen.

Einfach nichts.

Ich stellte mir vor, wie meine Freunde schauen und reagieren würden, wenn ich als blutüberströmtes Etwas das Lokal betrat. Sie würden einen gelinden Schock bekommen, bei den anderen Gästen sah dies schon anders aus.

Sicherheitshalber reinigte ich mein Gesicht so gut wie möglich mit Schnee und Eis. Einen Spiegel hatte ich nicht zur Hand, ich hätte mich gern betrachtet.

Um zu den Toiletten und Waschräumen zu gelangen, blieb mir nichts anderes übrig, als das Lokal zu durchqueren. Hoffentlich waren die Gäste mehr mit sich selbst beschäftigt.

Ich öffnete die rechte Hälfte der schmalen Doppeltür und war mit den typischen Gaststättengeräuschen konfrontiert. Stimmen, lachen, das harte Abstellen der Gläser auf den blank gescheuerten Tischen.

Den Zigarettenqualm nahm ich kaum wahr, weil der Blutgestank zu sehr dominierte.

Meine Freunde und ich hatten einen Tisch in der Ecke. Dieser kleine Raum wurde von der querstehenden Mauer zur Theke hin abgedeckt. Auch vom Tisch her konnte derjenige, der zur Toilette ging, nicht gesehen werden.

Ich schlich wie ein Dieb in den Raum, huschte so rasch wie möglich

an der Wand entlang, nahm die Gesichter der Gäste innerhalb der dicken Qualmschwaden nur undeutlich wahr und schrak nur einmal zusammen, als das Gesicht eines jungen Mannes sich verzerrte, der dabei war, an einem Automaten zu spielen. Glücklicherweise gewann er. Durch das Läuten einer kleinen Glocke wurde er von mir abgelenkt.

Ich zerrte die Tür auf, war froh, es geschafft zu haben, ging durch den kalten Gang und wandte mich nach rechts.

Waschraum und Toiletten waren voneinander getrennt. Ich betrat den Waschraum und steckte voller Optimismus. Mein Blick fiel auf einen der Spiegel über den Waschbecken, und darauf zeichnete sich eine Gestalt ab.

Die meines Freundes Bill Conolly!

Ich sah ihn, er sah mich. Seine Hände waren noch naß, aber sein Gesicht verzog sich, als wäre seine Haut zugleich in die Breite und die Länge gezogen worden. Selbst ihm erstarb das Wort auf den Lippen, bei meinem Anblick kein Wunder…

***

Glücklicherweise befand sich außer uns niemand in der Nähe. Ich hoffte, daß es zumindest in den folgenden Minuten so bleiben würde und schritt auf den Waschtisch zu.

Dabei beobachtete ich mich selbst im Spiegel und mußte zugeben, daß ich tatsächlich aussah wie ein blutgeströmtes und schwerverletztes Etwas. Es war kaum zu fassen, überall klebte Blut, auf der Kleidung in den Haaren und auch noch im Gesicht, daß ich trotz des Versuchs nicht ganz hatte reinigen können.

Bill trat zur Seite, als wäre ich ein Aussätziger. Ich stützte mich auf dem Rand des Waschbeckens ab und flüsterte gegen die Spiegelfläche. »Keine Sorge, ich bin nicht verletzt.«

»Klar«, krächzte er, »nur voller Blut.«

»Stimmt.«

»Und wie kommt man zu der Ehre?«

»Indem eine Person dasteht und über dir einen mit Blut gefüllten Eimer leert.«

»Einfach so?«

»Genau.«

Bill wollte mich anfassen, zuckte aber zurück. »John, ich will ja nichts groß sagen und mich auch nicht in deine Angelegenheiten mischen, aber findest du das nicht etwas komisch?«

»Natürlich.«

»Stimmt das auch so?«

Ich nickte, drehte das Wasser auf und wollte mein Gesicht reinigen, weil ich es einfach nicht mehr sehen konnte. Da verteilten sich

hellrote Schlieren auf der Haut.

Das Wasser war eiskalt. Ich reinigte mir noch den Hals so gut wie möglich, auch die Hände und die Unterarme. Den Mantel zog sich aus und schleuderte ihn zu Boden. Der schwarze Pullover mit den gelben Strichen hatte auch etwas abbekommen, aber diese Flecken waren erst bei genauerem Hinsehen zu entdecken.

»Was hast du vor?« fragte Bill, als ich den Wasserhahn zudrehte.

»Ich komme nicht mehr zurück an den Tisch, verlasse das Lokal und nehme ein Taxi.«

»Meinst du, dich nimmt jemand mit?«

»Im Dunkeln schon. Den Mantel kannst du in eine Mülltonne stecken. Das Blut in den Haaren fällt nicht so auf. Es ist ja dunkel. Soll der Fahrer annehmen, ich hätte Gel hineingeschmiert.«

»Aber du bleibst dann zu Hause?«

»Sicher.«

»Dann werde ich…«

»Nein, Bill, nicht du. Auch nicht die anderen. Suko ausgenommen. Es ist ein Fall, der nur mich persönlich etwas angeht.«

»Wie meinst du das denn?«

»Bist du sauer, wenn ich es dir später erzähle?«

»Klar.« Er wollte noch etwas sagen, als sich die Tür öffnete und zwei andere Gäste den Raum betraten. Sie schauten uns kurz an und gingen weiter zu den Toiletten.

Bevor Bill protestieren konnte, war ich schon an der Tür und dann verschwunden. Ich hörte ihn noch schimpfen, durchhuschte die Gaststätte und trat wieder hinaus in die kalte Winterluft. Bis zum Taxistand war es nicht weit. Durch Glück allerdings fand ich schon vorher einen leeren Wagen, dessen Fahrer mich mitnahm.

Er gehörte zu der schweigenden Sorte, was mir sehr sympathisch war. Auf das Wechselgeld verzichtete ich, eilte durch die Halle und war froh, den Lift unten zu finden.

Selten zuvor war ich so schnell aus meinen Klamotten und unter die Dusche gekommen. Ich ließ das heiße Wasser über meinen Körper laufen und sah, wie sich die rotgefärbten Rinnsale durch den Ausfluß ihren Weg suchten. Das erinnerte mich an die Duschszene in dem Film »Psycho«, die ja weltbekannt geworden war.

Zweimal wusch ich mir die Haare. Erst dann war ich sicher, sie von dem Zeug befreit zu haben.

Es war einfach schlimm. Wenn ich darüber nachdachte, wurde mir noch übel. Es war genau 23 Uhr, als ich die Dusche verließ. Im Schlafzimmer zog ich mir andere Kleidung an, ging dann in den Wohnraum und ließ mich in einen Sessel fallen.

Das Erlebnis hatte mich wieder stocknüchtern werden lassen, und auch mein Gehirn arbeitete wieder normal.

Ich dachte über die Fremde nach.

Ja, sie war eine Fremde. Ich hatte sie zuvor noch nie gesehen. Ihr Gesicht wäre mir bekannt vorgekommen, trotz der winterlichen Kleidung, die sie auf eine gewisse Art und Weise entstellt hatte.

Nein, diese Person kannte ich nicht.

Suko öffnete die Wohnung mit dem Zweitschlüssel, betrat das Zimmer, nickte und setzte sich.

»Wo ist das Blut, John?«

»Abgewaschen.«

Seine Lippen zuckten. »Bill hat mir nicht viel erzählt, aber was er sagte, kann ich nicht glauben.«

Ich legte meine Hände zusammen. »Weißt du Suko, Bill hat auch nicht viel gewußt. Mir blieb keine Zeit, ihm alles zu erklären.«

»Aber jetzt hast du sie?«

»Natürlich.«

Suko hörte aufmerksam zu und schüttelte mehrmals den Kopf.

Wie ich, so konnte auch er sich auf diese ungewöhnliche Blut-Attacke keinen Reim machen.

»Das will mir nicht in den Kopf!« murmelte er. »Da steht jemand und kippt dir einen Eimer Blut über den Schädel.«

»Das ist nicht alles. Die Person hat mich auch mit Hector de Valois angesprochen.«

»Und der ist tot.«

»Aber in mir wiedergeboren. Vergiß das nicht.«

»Soll ich daraus folgern, daß diese Frau jemand gewesen ist, die Hector de Valois gekannt hat?«

»Wenn ich das genau wüßte, wäre mir wohler.«

Suko legte die Stirn in Falten. Bei ihm stets ein Zeichen, daß er nachdachte. »Wie eine Untote, eine lebende Leiche ist dir die Person nicht vorgekommen – oder?«

»Das auf keinen Fall.«

»Und sie stammte aus Frankreich?«

»Dem Akzent nach schon.«

»De Valois war auch Franzose.«

»Sehr richtig.«

»Also kann die Spur nach Frankreich führen.« Wir warfen uns die Bälle gegenseitig zu, aber ich schwächte ab.

»Leider ist Frankreich sehr groß. Da kann sich die Unbekannte überall versteckt halten.«

Suko stand auf, wanderte durch das Zimmer und ließ die Hände in den Hosentaschen verschwinden. »Also muß es uns gelingen, hier eine Spur zu finden.«

»Die Dame aufspüren.«

Er drehte sich scharf um und schaute mich an. »Vielleicht hast du

Glück, und sie kommt wieder.«

»Kann auch sein. Mal was anderes. Wem hat Bill alles von meinem Zustand berichtet.«

»Nur mir. Wieso?«

»Gut, ich wollte nämlich keine Aufregung haben. Du weißt ja, wie das ist. Da wird gleich aus einer Mücke ein Elefant gemacht.«

»Ist es nicht schon ein Elefant?«

»Das könnte sein.« Ich hob die Schultern. »Nur möchte ich, verdammt noch mal, wissen, was die eigentlich vorgehabt hat? Da steht jemand, spricht mich mit Hector de Valois an und kippt mir gleichzeitig Blut über den Körper.«

»Hat sie noch mehr gesagt?«

»Schon. Sie erklärte mir, daß sie mich lange gesucht hätte und sprach auch von einem Blutbrunnen.«

»Wie beweiskräftig!« spottete Suko. »Dafür können wir uns auch nichts kaufen. Oder hast du schon von einem Blutbrunnen gehört?«

»Nein, nur von einem Totenbrunnen.«

»Und ich habe mal ein Abenteuer an einem Werwolf-Brunnen erlebt. Aber das wird kaum etwas mit dem neuen Fall zu tun haben. Die einzige Spur ist diese Frau, und sie müssen wir finden.«

»Wo?«

»Wie war es mit einer Fahndung?«

Ich winkte ab. »Nein, das lohnt nicht. Ich habe sie leider nicht deutlich genug sehen können.«

»Dann warten wir eben, bis sie den nächsten Eimer mit Blut auskippt.«

»Du hast Humor.«

In meine Antwort hinein meldete sich das Telefon. Suko meinte, als ich abhob: »Vielleicht ist sie das.«

Es war Jane Collins, die wissen wollte, weshalb ich mich nicht mehr hatte blicken lassen. Im Hintergrund hörte ich die Stimmen von Glenda und Lady Sarah.

»Ich war schon halbtot.«

»Komm, John, soviel hast du nicht getrunken.«

»Mir hat es gelangt.«

»Du willst es nicht sagen.«

Ich holte tief Luft und verdrehte dabei die Augen, obwohl es Jane nicht sehen konnte. »Hör doch damit auf, mir immer etwas einreden zu wollen. Mir ging es wirklich schlecht.«

»Tolle Feier für Suko. Nun ja – gute Nacht.«

»Sauer?« fragte Suko.

»Und wie.«

»Kann ich verstehen. Bill hat wirklich sehr geheimnisvoll getan und war dabei nicht einmal auffällig. Du weißt selbst, wie die Frauen sind.

Die hören sogar das Gras auf einer Betonplatte wachsen.«

»Wobei sie in diesem Fall sogar recht haben.«

Wieder meldete sich der Quälgeist. »Wenn das Lady Sarah oder Sir James sind, dann…«

Es war keine der beiden Personen, dafür der Nachtportier, der sich zunächst entschuldigte und auch weiterhin herumstotterte.

»Nun mal langsam, was ist denn?«

»Sie haben Besuch, Mr. Sinclair. Die Lady steht hier unten bei mir und muß Sie sprechen.«

»Hat sie gesagt, wer sie ist?«

»Nein. Als ich sie nach ihrem Namen fragte, da meinte sie, daß Sie sie kennen würden, wenn Sie hier unten erscheinen. Soll ich das nun für bare Münze nehmen.«

»Ich komme.«

»Gut, Mr. Sinclair, danke. Und entschuldigen Sie vielmals die späte Störung.«

»Schon vergessen.«

»Wer ist es?« fragte Suko.

Ich lächelte hintergründig. »Die Dame hat ihren Namen zwar nicht nennen wollen, ich kann mir trotzdem vorstellen, wer mir da noch einen Besuch abstatten will.«

»Die Blutfrau.«

»Richtig.«

»Soll ich mitkommen?«

»Nein, das mache ich allein.«

»Gib nur acht, daß sie dir nicht einen zweiten Eimer über den Körper kippt.«

»Keine Sorge, ich bin gewarnt.«

Sollte das tatsächlich die Person sein, der ich den Blutschwall zu verdanken hatte, würde sie etwas von mir zu hören bekommen, das nahm ich mir fest vor.

Die Zeit ging bereits auf Mitternacht zu, als ich den Lift verließ, mich in der Halle umschaute und die Frau dort stehen sah, wo das Licht nicht so grell war. Aus seiner Loge winkte auch der Portier in diese Richtung.

Ich grüßte zurück und fragte mich, ob es tatsächlich dieselbe Person war. Wenn ich mir diese Frau ansah, dann kamen mir schon gewisse Zweifel.

Sie trug einen dieser modernen Swinger – das waren kurze Mäntel in einem kräftigen Rot. Er stand offen und umgab ihren Körper wie eine große Glocke. Die Stiefel reichten bis zu den Waden und zeigten einen hellen Straßbesatz, der bei jeder Bewegung funkelte. Sandfarben war der Pullover, schwarz der Hosenrock mit den nur mehr als knielangen Beinen. Um den Hals hatte sie eine schwarze Kette gelegt, die aussah,

als wäre sie aus Kohlestiften zusammengesetzt worden.

Auf ihren Körper konzentrierte ich mich weniger, ich wollte ihr Gesicht sehen.

Es war von einer herben Schönheit. Dazu paßte auch das blonde Haar, das einen Stich ins Rötliche bekommen hatte. Die Frisur war wild. Die Augen sahen aus wie das graue Meer. Wenn diese Frau tatsächlich mit der »Blutkipperin« identisch war und aus Frankreich stammte, dann aus dem Norden, der Normandie.

»Mr. Sinclair?«

Ich blieb vor ihr stehen. »Haben Sie mich das nicht schon einmal gefragt?«

»Möglich.«

»Dann sind Sie also…«, ich sprach lauter, und trotzdem fiel sie mir ins Wort.

»Ja, ich bin Veronique Blanchard.«

Damit hatte sie mir den ersten Wind aus den Segeln genommen.

Ich dachte über den Namen nach und kam zu dem Entschluß, daß ich ihn noch nie zuvor gehört hatte.

»Bon, Mademoiselle Blanchard – oder Madame?«

»Belassen wir es bei Mademoiselle.«

»Was kann ich für Sie tun, um diese etwas ungewöhnliche Zeit kurz vor Mitternacht.«

Bisher hatte sie mich nur angeschaut, jetzt senkte sie den Blick, als wären ihre Stiefelspitzen besonders interessant. »Das ist nicht einfach zu sagen, Mr. Sinclair.«

»Dann sagen Sie es zweifach.« Ich war nicht besonders höflich, da ich immer an das Blut denken mußte. Dessen Gestank klebte mir noch jetzt in der Kehle.

Sie hob den Kopf. Ihre grauen Augen hatten einen eisigen Schimmer bekommen. Da war nichts Verbindliches mehr in ihrem Blick.

»Hören Sie zu, Mr. Sinclair. Ich bin eigentlich gekommen, um Sie einzuladen.«

Ich lachte, daß es durch die Halle schallte. »Sie haben schon einmal eine Einladung sehr abrupt unterbrochen. Stimmt es Sie sehr traurig, wenn ich ablehne?«

»Hören Sie mich erst an. Es ist keine normale Einladung. Ich möchte, daß Sie nach Coray kommen.«

»Kenne ich nicht, und das kann ich Ihnen sagen, ohne großartig nachdenken zu müssen.«

»Coray liegt in Frankreich.«

»Das ist nicht eben nah.«

»In der Bretagne.«

»Ein schöner Landstrich.« Ich blieb sehr allgemein. »Aber nicht im Winter.«

Sie lächelte etwas mokant. »Leider kann ich auf die Jahreszeit keine Rücksicht nehmen.«

»Ich muß also hin?«

»Es wäre gut.«

»Vielleicht überlege ich es mir. Allerdings möchte ich von Ihnen wissen, weshalb Sie mich mit Blut begossen haben.«

»Das gebe ich zu. Es mußte sein. Denn dieser Vorgang hängt mit der Einladung zusammen.«

Ich wurde sauer. »Vorgang nennen Sie diese Sauerei? Sie haben Nerven, meine Liebe.«

»Es war Blut aus dem Brunnen. Altes Menschenblut, um genauer zu sein, Mr. Sinclair.«

Bisher hatte ich nicht genau gewußt, ob es Menschen- oder Tierblut gewesen war. Jetzt, wo es mir bekannt war, schüttelte ich mich noch im nachhinein.

»Es ist nun mal so«, sagte sie.

»Ja«, murmelte ich, »sicher. Und alles auf dieser schönen oder unschönen Welt hat ein Motiv.«

»Das sehen Sie richtig.«

»Was also war Ihr Motiv.«

»Ich wollte Ihnen einen ersten Hinweis auf den Blutbrunnen geben. Dort steht noch eine Rechnung offen.«

»Aha und welche bitte?«

»Das erkläre ich Ihnen, wenn Sie dort sind.«

Ich verzog die Lippen. »Also was denn? Als John Sinclair oder als Hector de Valois?«

»Was Ihnen lieber ist.«

Sie hatte keine Einwände, daß ich beide Namen benutzte. Also mußte sie informiert gewesen sein. Allmählich wurde mir die Person unheimlich bis suspekt.

»Was geschieht, wenn ich ablehne?«

»Ich meine, ich habe meine Gründe. Nicht jeder wurde eine Einladung von Ihnen annehmen, auch wenn sie noch so charmant ausgesprochen wird.«

»Nicht jeder ist John Sinclair und hat eine dementsprechende Vergangenheit.«

Ich winkte ab »Über die kann ich mich eigentlich nicht beklagen Es gibt da keinen schwarzen Fleck.«

»Sind Sie sicher?«

»So gut wie.«

»Ich wäre an Ihrer Stelle nicht so arrogant«

»Gut, Mademoiselle Blanchard. Gesetzt den Fall, ich nehme Ihre Einladung nicht an. Was dann?«

Sie überlegte einen Augenblick. Die Flügel ihrer schmalen Nase

vibrierten. »Wenn Sie nicht erscheinen, Mr. Sinclair, wird in Coray das große Sterben beginnen.«

Mit dieser Antwort hatte ich wahrlich nicht gerechnet und schüttelte ungläubig den Kopf »Was haben Sie da gesagt? Das große Sterben beginnt?«

»Nur Sie können es verhindern.«

»Warum gerade ich, zum Henker?«

»Weil er zurückgekehrt ist. Der Teufelsbote hat sein finsteres Reich verlassen. Bald werden die Menschen wieder in Blut waten. Sie müssen dem ein Ende setzen, denn Sie sind dazu verpflichtet, Mr Sinclair. Ein gewisser Hector de Valois hat es damals nicht geschafft, obwohl alle so dachten. Aber das ist nicht wahr.« Sie räusperte sich.

»Wann also kommen Sie nach Coray?«

»Das werde ich mir noch überlegen, Mademoiselle.«

Sie nickte mir zu, drehte sich um und ging einfach weg. »Ich werde Sie dann morgen noch einmal anrufen. Vielleicht komme ich auch in Ihr Büro.« Sie lächelte geheimnisvoll »Bis morgen, Mr Sinclair, *werden* Sie sich entschieden haben!«

Ich stand da, wie vom Donner erwischt. Erst als sie den Ausgang erreicht hatte, fiel mir ein, dieser Person zu folgen. Ich rannte hinterher und erntete einen erstaunten Blick des Portiers. »Sie ist aber langsam gegangen«, rief er mir noch nach, als ich durch den Eingang huschte und im breiten Schein der Außenleuchte stehenblieb.

Veronique Blanchard war verschwunden. Ich blickte nach links, wieder nach rechts und kam mir wegen der Heftigkeit meiner Bewegungen schon wie ein Clown vor.

Mein Suchen blieb erfolglos. Sie hatte den Lichtschein längst verlassen. Ich gab trotzdem nicht auf und lief auf einen der Parkplätze, bei denen die aufgeschaufelten Schneemengen ebenso hoch waren wie das begrenzende Buschwerk. Auch hier hielt ich vergeblich nach der Französin Ausschau. Nicht einmal das Echo ihrer Tritte hatte ich vernommen. Ich war geleimt worden und fluchte wütend.

Erst kippte diese Person Blut über mich, dann lud sie mich nach Frankreich ein, um dort eine Aufgabe zu erledigen. Wenn ich nichts unternahm, würden Menschen sterben.

Warum gerade ich?

Es mußte da eine Verbindung zwischen Hector de Valois, der Frau, dem Blutbrunnen, einem geheimnisvollen Teufelsboten und mir geben. Da stand noch eine alte Rechnung offen, die ich begleichen sollte.

Ziemlich durchgefroren kehrte ich zurück in das warme Foyer des Hochhauses. Der Nachtportier hatte sein Kreuzworträtsel und seine Loge verlassen und kam auf mich zu. In der rechten Hand hielt er

einen Briefumschlag und schwenkte ihn.
»Für mich?«
»Ja, Mr. Sinclair. Die Lady, die auf Sie gewartet hatte, übergab ihn mir.«
»Danke sehr.« Ich nahm den Umschlag an mich und wog ihn in der Hand. Er war für einen Brief relativ schwer. Da mußte schon mehr Papier zusammengefaltet sein.
»Sonst alles okay, Sir?«
Ich klopfte dem Mann auf die Schulter. »Ja, mein Lieber. Und lassen Sie sich nicht von fremden Frauen ansprechen. Gute Nacht dann.«
»Ja, gute Nacht.«
Ich fuhr wieder nach oben, wo Suko noch in meiner Wohnung wartete und mich mit einem vorwurfsvollen Blick auf die Uhr empfing. »Ich hatte beinahe einen Suchtrupp engagiert, John.«
»Nicht nötig. Ich bin ja hier.«
»Und was war?«
Ich warf den Brief auf den Tisch »Sagt dir der Name Veronique Blanchard etwas?«
Suko überlegte nicht lange. Sehr schnell schüttelte er den Kopf.
»Tut mir leid, nichts.«
»Sie wartete unten auf mich.«
»War das die Person, die dich mit Blut begossen hat? Wie hast du dich revanchiert?«
Ich runzelte die Stirn. »Überhaupt nicht. Zudem habe ich von ihr eine Einladung nach Frankreich bekommen. Das Kaff heißt Coray und liegt in der Bretagne.«
»Eine tolle Wiedergutmachung, Kompliment.«
»Das ist es wohl nicht«, murmelte ich, setzte mich und berichtete Suko von dem Gespräch.
Er lachte hart in den Raum hinein. »Erpressung also. Na, wie finde ich denn das?«
»So ähnlich denke ich auch.«
»Und – sollen wir uns den Blutbrunnen anschauen?«
»Ich weiß es nicht. Sie will morgen noch einmal anrufen. Dann können wir ihr unsere Entscheidung mitteilen.«
»Wie großzügig. Was bedeutet der Brief?«
»Ach so, ja, den hatte ich ganz vergessen«. Bevor ich ihn öffnete, trank ich einen Schluck Mineralwasser. Suko hatte die Flasche geholt und geöffnet.
Ich hatte mit meiner Vermutung recht behalten. Der Inhalt des Umschlags bestand in der Tat aus mehr als aus nur einem Blatt Papier. Vier Fotokopien rutschten in meine auffangbereite Hand.
Suko schaute mir über die Schulter hinweg zu, als ich sie auseinanderfaltete. Ich wußte den Grund selbst nicht, aber plötzlich

zitterten meine Finger.
»Was soll das denn?« flüsterte der Inspektor. »Das sind ja Todesanzeigen.«
»Genau.«
Ich legte die vier Anzeigen nebeneinander auf den Tisch. Die Namen sagten mir nichts, und ich fragte mich, weshalb mir Veronique Blanchard die Anzeigen überreicht hatte.
»Komisch«, murmelte Suko.
»Fällt dir nichts auf?«
»Nein, so schlau bin ich nicht.«
Ich wußte auch nicht, was das bedeutete. Wir lasen sie noch einmal sehr genau durch – und kamen zugleich auf die Lösung.
So unterschiedlich die verstorbenen Personen auch vom Geschlecht und Alter her waren, eines aber hatten sie gemeinsam.
Sie waren alle vier am selben Tag gestorben!
»Das ist es also«, murmelte Suko und schob seine beiden Anzeigen zur Seite »Vier Tote an einem Tag. Ich schätze, jetzt siehst du die Einladung aus einer anderen Sicht. Sagte sie nicht, daß noch mehr Menschen sterben würden, wenn du nicht in diesem komischen Kaff erscheinst?«
»Das sagte sie tatsächlich.«
»Dann sollten wir die Einladung doch annehmen, finde ich.« Meine Antwort war ein Nicken.

***

Über den kleinen Ort Coray schien eine gewaltige Hand zu liegen, die alles niederdrückte und jedes Leben in einer dumpfen Trägheit erstarren ließ.
Vier Tote hatte es vor fünf Tagen und Nächten gegeben. Zwei Männer und zwei Frauen.
Das Wissen um diese schrecklichen Taten lastete auf den Menschen. Es gab keinen, der sich nicht betroffen zeigte, auch die Kinder verhielten sich nicht so wie sonst. Sie spielten zwar im Schnee, aber ihre Stimme klangen, als würde jeder Ruf rasch erstickt.
Wer keinen triftigen Grund besaß, sein Haus zu verlassen, der blieb in den Wohnungen, doch an diesem Tag mußten die Menschen die Häuser verlassen, denn ihre vier Mitbewohner wurden beerdigt.
Der Friedhof lag etwas außerhalb des Dorfes. Angelegt auf einem kleinen Hügel, als sollten die Toten die fünf Kilometer entfernte Küste von ihren Gräbern aus sehen können. Es war schwer gewesen, die Gräber in den gefrorenen Boden zu hämmern, aber gemeinsam hatten sie es geschafft. Einen eigenen Totengräber konnte Coray nicht bezahlen, so war dem Schreiner des Ortes die Aufgabe übertragen worden, den Verstorbenen die letzten Häuser zu bauen.

Der Mann hieß Jean Trachet. Er war vierzig Jahre alt, ein knochiger großer Mann mit weizenblonden Haaren und einer sehr hohen Stirn. Er stand politisch ziemlich rechts, war deswegen schon einmal hinter Gittern gelandet, aber in Coray selbst führte er noch immer das große Wort. Das ihm allerdings auch vergangen war, als die vier Menschen in derselben Nacht ums Leben gekommen waren. Völlig ausgeblutet hatte man ihre Leichen gefunden, und sofort war bei einigen Bewohnern wieder die alte Geschichte um den Blutbrunnen hochgekocht.

Vor einigen hundert Jahren hatte hier eine fürchterliche Gestalt gewütet, ein Mann namens Leroque, der im Volksmund auch der Teufelsbote genannt wurde. Er hatte zahlreiche Opfer geholt, ihr Blut in den Brunnen fließen lassen, der damit immer wieder gespeist worden war.

Erst einem Mann namens Hector de Valois war es gelungen, dem schrecklichen Treiben ein Ende zu setzen. Nun aber sah es so aus, als wäre dieser Leroque wieder zurückgekommen, um seine mörderischen Taten erneut zu begehen.

Ob das alles so stimmte, konnte niemand sagen, bis auf eine Frau namens Veronique, eine junge Witwe, deren Mann vor zwei Jahren bei einem Zugunglück ums Leben gekommen war. Sie hatte eine Idee gehabt und war gefahren, um Hilfe zu holen.

Niemand konnte sagen, wann sie zurückkehrte und ob sie erfolgreich gewesen war, jedenfalls war sie am Morgen des Beerdigungstages noch nicht wieder in Coray eingetroffen. Wie es aussah, wurde sie auf der Trauerfeier fehlen.

Noch war der Tag zu jung. Erst am Mittag würden sich die Bewohner in der Kirche und anschließend auf dem Friedhof versammeln, um ihre Toten auf dem letzten Weg zu begleiten.

Alles wies darauf hin, daß es einen der kleinen, wunderschönen und viel zu seltenen Wintertage geben würde, wo die Luft der reinste Balsam für die Lungen war und der Himmel die Farbe von hellblauer Seide angenommen hatte.

Ein Gasthof hatte bereits sehr früh geöffnet. Es gab Männer im Ort, die am Morgen kamen, dort ein Frühstück einnahmen, bevor sie zur Arbeit gingen, meistens Fremde, die weiter im Norden die Straße ausbesserten. Wegen der Kälte hatten sie ihre Arbeit abbrechen müssen. Dennoch öffnete der Wirt gerade am Tag der Beerdigung, auch wenn Madame schimpfte und ihn ein pietätloses Stinktier nannte.

Dem Schreiner Trachet war es sehr recht, daß er bei seinem Freund Luc etwas essen konnte. Vor zwei Wochen war seine Frau zu ihrer Mutter nach Reims gereist und bis heute noch nicht zurückgekehrt, denn der alten Dame ging es sehr schlecht, sie lag im Sterben, und es

konnte jeden Tag passieren.

Trachets Kinder studierten seit einem halben Jahr in Paris und waren froh, das Kaff nicht mehr sehen zu müssen, wie sie selbst geschrieben hatten.

Jean Trachet war also allein, was ihm nicht viel ausmachte. So konnte er ohne Vorschriften tun und lassen, was er wollte. Wie auch an diesem Morgen, als er durch den Schnee ging und bei jedem Schritt aufstampfte.

Niemand würde an dem Tag zur Arbeit gehen. Die meisten verdienten ihr Geld in Quimper, der nächstgrößeren Stadt. Früher waren auch Bewohner von Coray zur See gefahren, aber das lag lange zurück. Da hatte keiner mehr Lust zu.

Neben der Kirche ließ jemand seinen Wagen an. Das Geräusch des stotternden Anlassers drang wie ein röhrender Ruf durch den Ort.

Es dauerte eine Weile, bis der Wagen ansprang, dann quoll eine dunkelgraue Wolke über die kleine Mauer am Gotteshaus hinweg und verteilte sich in der klaren Luft.

Es war der Pfarrer gewesen, der starten wollte. Der soll sich auch mal einen anderen Wagen kaufen, dachte Trachet, bevor er rechts einschwenkte, um auf die Tür des Gasthauses zuzulaufen.

Es war ein altes Gebäude. Auf den Hauswänden wuchs dunkelgrünes Moos, von dem jetzt aber nichts zu sehen war, weil der Schnee daran klebte.

Jean nahm die flache Mütze ab, als er den Gastraum betrat. »Bonjour, Luc, schon eifrig?«

Der Wirt hockte an einem Tisch, grinste und schaute zu, wie der Gast seinen Mantel auszog. Er hängte ihn an einen Haken, dicht neben dem bulligen Kachelofen. Er trug bereits seinen schwarzen Anzug, der leider viel zu eng geworden war.

»Du kommst zum Frühstück gerade recht, Jean.«

»Ich wollte auch bei dir essen.«

Der Wirt erhob sich. Er hatte schwarzes Haar, das er stets nach vorn in die Stirn kämmte. Sein Gesicht glänzte immer, als wäre es mit Creme eingerieben worden. Der breite Mund hätte einem Clown eher gepaßt als einem Menschen.

»Wo gehst du denn hin?«

»Frühstück holen.«

»Und deine Frau?«

Der Wirt winkte ab. »Vergiß sie, Jean. Sie wollte heute noch nicht aufstehen.«

»Ja, ja, immer die Weiber.«

»Du hast es gut, deine ist weg.«

Jean Trachet setzte sich an den Tisch seines Freundes und warf einen Blick in die Zeitung. Er kam nicht einmal dazu, eine Seite zu lesen,

denn Luc kehrte mit einem gefüllten Tablett zurück.

Der Kaffee wurde in großen Tassen serviert, die Milch war frisch, die Croissants ebenfalls. Butter und Konfitüre gab es auch, und mehr brauchten die Männer auch zu dieser Zeit nicht.

Selbstverständlich drehten sich ihre Gespräche einzig und allein um das Thema des Tages, die Beerdigung der vier getöteten Menschen, und sie kamen auch auf den oder die Mörder zu sprechen, wobei keiner von ihnen eine Lösung wußte. Der alte Fluch, die alte Rache mußte akzeptiert werden, denn ein anderes Motiv konnte sich keiner von ihnen vorstellen. Das war auch die allgemeine Ansicht im Ort.

Sie tranken den Kaffee, zerbröselten die Croissants und kamen auf Veronique Blanchard zu sprechen, der Jean eigentlich nicht viel zutraute.

Luc dachte anders. Er hob den Zeigefinger und schürfte gleichzeitig den Kaffee, den er mit viel Milch versetzt hatte. »Täusche dich nicht in ihr, Jean.«

»Wieso?«

»Die Kleine hat Courage.«

»Kleine ist gut.«

»Du weißt schon, wie ich das meine. Sie ist auch nicht zerbrochen, als ihr Mann umkam.«

»Das hier ist etwas anderes.« Trachet bot Zigaretten an. Es waren die Schwarzen ohne Filter, die gern von beiden Männern geraucht wurden. Es entstand eine Pause; sie rauchten und schwiegen. Irgendwo tickte eine Uhr. Das Geräusch war überlaut zu hören.

»Und was will sie erreichen?«

Luc, der Wirt, hob die Schultern. »Sie wollte Hilfe holen. Sie ist weit gefahren, und sie hat berichtet, daß sie einen Mann kennt, der diesem Ort noch etwas schuldig ist.«

Trachet konnte nur staunen. »Verflucht noch mal, woher weiß sie das alles?«

»Da fragst du mich zuviel. Wie ich dir sagte, sie ist eben etwas Besonderes.«

»Ja«, murmelte der Schreiner, »Ist mir gar nicht so aufgefallen.« Er spitzte die Ohren, als er Schritte hörte, und nahm auch eine gespannte Sitzhaltung ein.

»Meine Alte«, murmelte der Wirt.

»Dann will ich mich verziehen. Wenn die mich hier hocken sieht, ist für dich der Tag wieder gelaufen.« Beide mochten sich nicht, und Luc verzog den Mund zu einem Grinsen. Zu bezahlen brauchte der Schreiner das Frühstück nicht. An der Tür verabredeten sie sich für die Beerdigung, dann verschwand Trachet.

Er wollte in seine Schreinerei gehen und noch einmal nach den vier Särgen schauen. Sie würden später auf einen Wagen geladen und zum

Friedhof gefahren werden. So war es vorgesehen, so lief es immer ab, und niemand dachte daran, das zu ändern.

Die kleine Schreinerei wurde von Trachet allein betrieben. Wenn er viel zu tun hatte, stellte er tage- oder wochenweise Hilfen ein, ansonsten schaffte er den Job ohne Mitarbeiter. Früher hatte er auch noch Boote ausgebessert, das brauchte er schon seit Jahren nicht mehr. Als Erinnerung stand noch ein altes, kieloben gelegtes Fischerboot vor seinem Haus.

In Coray verschloß niemand seine Türen, auch Jean hatte den Eingang offengelassen. Er drückte die Tür nach innen und wandte sich sofort nach rechts, weil er von dort in den Anbau gelangte, wo seine Werkstatt untergebracht war.

Die Geräte zählten zwar nicht zu den modernsten, in der Großstadt wäre Jean damit pleite gegangen, aber für diesen Ort reichte es. Das Sarglager hatte er nicht in die eigentliche Werkstatt integriert. Es lag in einem anderen Teil, wo auch das Holz gestapelt wurde.

Durch eine große Milchglasscheibe fiel dunstig wirkendes Licht.

Er schaltete die Deckenleuchte ein, weil es ihm zu dunkel war, und schaute auf die vier Särge.

Sie standen nebeneinander. Da sah einer so aus wie der andere.

Helles Fichtenholz, nicht einmal besonders glatt, auch nicht lackiert.

Das hatte kein Auftraggeber gewünscht.

Es machte ihm normalerweise nichts aus, mit Toten zusammen zu sein. An diesem Tag war das anders. Woher sein Ungewisses Gefühl kam, konnte er nicht sagen, jedenfalls drängte es ihn, den Raum so schnell wie möglich zu verlassen.

Das mußte er noch hinten anstellen, denn zunächst sollten die Särge verschlossen werden. Das heißt, er mußte die Oberteile fest mit den Unterteilen verbinden.

Er wunderte sich selbst über seine Vorsicht, mit der er sich den Särgen näherte. Sie sahen so aus wie fast alle Särge, da gab es keine Unterschiede, und trotzdem spürte er auf seinem Nacken eine Gänsehaut, die nicht weichen wollte.

Irgend etwas war mit den Totenkisten!

Jean Trachet fing an zu schwitzen. Sein Herz klopfte schneller als gewöhnlich. Er schritt um die Särge herum – und bekam große Augen, als er die dunklen Spuren auf dem hellen Fichtenholz sah. Zuerst dachte er an Schmutz, bis er die Farbe erkannte.

Rot…

Rot wie Blut!

Er schluckte, streckte seinen zitternden Finger aus und tunkte die Spitze gegen einen Streifen. Eine winzige Berührung reichte, um zu erkennen, daß sich ein roter Fleck auf der Kuppe befand.

Für Trachet waren die letzten Zweifel beseitigt. Aus dem Sarg war

Blut gedrungen!
Er hörte seinen zischenden Atemzug und merkte auch den Schwindel, der ihn überkommen hatte. Gleichzeitig glaubte er sich in einen Alptraum versetzt, er zwinkerte mit den Augen, als könne er dadurch den Anblick vertreiben, der aber blieb.
Blutstreifen auf dem Sarg, die so aussahen, als wären sie durch den Spalt zwischen Ober- und Unterteil gedrungen. Aber das war nicht möglich, das konnte nicht sein…
Er nahm auch die anderen drei Särge unter Kontrolle. Auch auf ihren Außenseiten sah er das Blut.
Er schloß die Augen, überlegte, ging zurück, ohne daß er es merkte, und stieß mit der Schulter gegen einen hochkant gestellten Bretterstapel, der leicht ins Wanken geriet.
Plötzlich kam Trachet der Raum viel kleiner vor. Er verengte sich immer mehr und verwandelte sich in eine Zelle, in der er kaum noch Luft bekam.
Angst quoll in ihm hoch.
Es war eine Furcht, die er nicht einstufen konnte. Etwas Unheimliches bewegte sich in seiner Nähe, ohne daß er es sah. Die vier Särge strömten diese Furcht aus. In ihnen schienen sich die Kräfte der Hölle zurückgezogen zu haben.
Etwas war darin…
Du mußt die Särge öffnen! Nur so kannst du erkennen, was da abgelaufen ist. Nur so…
Das war leichter gesagt, als getan. Ein Griff am Deckel, hochheben, alles war erledigt.
Jean traute sich nicht. Er umrundete die Särge. In der Stille kamen ihm seine eigenen Schritte vor wie ein Kratzen von Totenfingern an irgendeiner Wand. Unter den Sohlen zerknirschte der Schmutz.
Auch kleinere Körner wurden zu Staub.
Sollte er Hilfe holen? Vielleicht Luc, dem Wirt, Bescheid geben?
Der würde bestimmt kommen. Aber was würde er von ihm halten?
Sicherlich nicht viel. Möglicherweise sah er ihn als einen Angsthasen an. Das konnte alles stimmen.
Er atmete mit offenem Mund, lauschte dem eigenen Keuchen und hatte sich endlich überwunden.
Mit beiden Händen umfaßte er den Deckel des ersten Sargs, hob ihn ruckartig hoch – und ließ ihn wieder fallen. Der Deckel kippte zur Seite, aus Trachets Mund drang ein Schrei, und sein Gesicht erstarrte in Entsetzen.
Vor ihm lag der Tote und schwamm in seinem eigenen Blut!

***

Jean Trachet konnte es nicht fassen. Dieser Anblick war so etwas von

scheußlich, daß er die Augen einfach davor verschließen mußte.

Er konnte sich auch nicht dagegen sträuben. Die Tatsachen sprachen für sich, nur ein Motiv zu finden, war ihm nicht möglich. Außerdem traute er sich nicht, darüber nachzudenken. Für ihn hatte das Grauen ein Gesicht bekommen. Jean Trachet bewegte seinen Mund, ohne daß er irgend etwas kaute. Seine Lippen zuckten, die Augen brannten, der Blutgeruch strömte ihm entgegen. Dann erst fiel ihm ein, daß er bei seinem Eintritt diesen widerlichen Geruch bereits wahrgenommen hatte.

Es dauerte mehr als eine Minute, bis er sich so weit gefangen hatte, daß er wieder in den offenen Sarg hineinschauen konnte. Auch auf dem Gesicht der Leiche zeichneten sich eine rote Spur und Blutspritzer ab. An den Lippen war die Flüssigkeit schon eingetrocknet.

Er stand da und starrte. Seine Gedanken beschäftigten sich trotz des Schocks mit der Situation. Obwohl es ihm schwerfiel, sagte er sich, daß er es noch einmal wagen mußte. Er wollte sehen, ob auch die anderen Leichen in ihrem eigenen Blut schwammen. Natürlich dachte er an die alte Legende mit dem Blutbrunnen. Sie wischte praktisch durch seinen Kopf, aber er wollte sie nicht so recht wahrhaben.

Mit Zitterschritten näherte er sich dem zweiten Sarg. Auch auf diesem Unterteil lag der Deckel lose, und Jean Trachet hob ihn an, ohne direkt auf ihn zu schauen.

Es war wie bei dem ersten Sarg. Da bildeten auch die anderen drei Totenkisten keine Ausnahme.

Vier Tote – zwei Männer und zwei Frauen, lagen in ihrem eigenen Blut, das aus den offenen Mündern geströmt sein mußte.

Auf der Oberfläche schimmerte das Blut wie Lack. Eine einsame Fliege, die den Winter bisher überlebt hatte, ließ sich auf einem Toten nieder. Sie saugte am Blut, und Trachet haßte das Tier plötzlich.

Und nicht nur das Tier. Er haßte plötzlich alles, die Särge, die Werkstatt, sein Haus, den Ort…

Er wußte selbst nicht, wie lange er nahe der Totenkiste stand, zitterte und dabei überlegte. Trachet dachte an die Beerdigung, die gegen Mittag stattfinden würde. Er fragte sich, ob man sie überhaupt durchführen konnte. Wenn die Angehörigen die Toten noch einmal sehen wollten – so war es schließlich Sitte –, würden sie den Horror ihres Lebens erleben und Jean möglicherweise die Verantwortung zuschieben, denn er hatte schließlich die Aufsicht über die vier Totenkisten gehabt.

Das Grauen wanderte weiter und verdichtete sich in seinem Magen zu einem stählernen Klumpen. Über den mit Sägespänen und kleinen Holzbohlen bedeckten Steinboden schlurfte er hinweg, weil ihm trotz der drückenden Furcht ein klarer Gedanke gekommen war. Wenn er mit jemand über den Fall reden wollte, kam nur eine Person in Frage.

Der Pfarrer des Ortes. Er würde auch die Totenmesse lesen, und der Schreiner dachte mit Schrecken daran, daß die Särge noch gereinigt werden mußten, bevor sie in die Leichenhalle geschafft wurden.

Es war alles furchtbar grausam und kompliziert. Er kam mit sich und den Ereignissen nicht mehr zurecht, und den Geruch des Blutes schmeckte er sogar im Mund.

In seiner Werkstatt blieb er stehen. Der Boden schwankte, ihm selbst war das Blut in den Kopf geschossen. Jean dachte an den Pfarrer und daran, daß er sich so schnell wie möglich zu ihm auf den Weg machen mußte, denn plötzlich drängte die Zeit. Und doch blieb er stehen!

Jean Trachet hatte etwas gehört. Ein fremdes Geräusch, das nicht in seine Werkstatt paßte. Als wäre jemand gekommen, der sich hier versteckt hielt und sich erst jetzt bewegte.

Ausgerechnet noch in seinem Rücken!

Trachet fuhr herum. Die Angst wallte hoch und eskalierte, als er die düstere Gestalt mit dem bleichen und gleichzeitig schattenhaften Gesicht sah, die vor ihm stand.

Sie trug eine lange Kutte und hielt etwas in der Hand, das aussah wie ein scharfgeschnittenes Dreieck.

Eine furchtbare Mordwaffe.

Trachet gelang es nicht mehr, einen Schrei auszustoßen. Die Waffe wirbelte auf ihn zu, änderte noch die Richtung, huschte vor seiner Brust in die Höhe und erreichte den Hals.

Zwei Sekunden später erstickte der Tod jeden Schmerz. Wo er stand, sank der Schreiner Jean Trachet zusammen.

Sein Mörder aber huschte weg. Und es war so, als hätte es ihn nie zuvor gegeben…

***

Für uns war es eine Himmelfahrt gewesen, um ans Ziel zu gelangen.

In der Nacht hatten wir die Fähre genommen und sogar einige Zeit geschlafen. Am Morgen waren wir dann nach einem mehr als schlechten Frühstück in den BMW gestiegen und nach Frankreich hineingerollt.

Der Wagen war mit Winterreifen ausgerüstet worden, und es lagen für alle Fälle auch Schneeketten im Kofferraum.

Von St. Malo aus fuhren wir erst in südliche Richtung und dann nach Westen. Die Nacht über hatten wir auf der Fähre verbracht, es war noch dunkel, als wir durch die Bretagne rollten, doch im Osten bekam der Himmel bereits ein kräftiges Rot.

Der Wetterbericht machte uns Hoffnung. Es sollte ein klarer, aber kalter Tag werden mit höchstens vereinzelten Schneefällen, die sich mehr auf die südlichen Landesteile beschränkten.

Die Straßen waren gut zu befahren, auch wenn an manchen Stellen

vor Glatteis gewarnt wurde.

Später, als es dann über Nebenstrecken ging, kamen wir nicht mehr so flott voran. Aus einem Café besorgte ich etwas zu essen.

Die frischen Hörnchen schmeckten gut. Zusätzlich waren sie mit Lachs belegt worden. Suko war happy, daß er wieder in seinem BMW sitzen konnte, den er in Indien mehr als vermißt hatte.

»Kommt sie – kommt sie nicht?« fragte Suko irgendwann einmal, als es ihm zu langweilig wurde, immer still zu sein.

Ich hatte mir auch Kaffee aus dem Laden mitgebracht und nippte am Plastikbecher. »Du meinst doch Veronique Blanchard?«

»Sicher.«

»Sie wird bereits dort sein.«

»Warum hat sie nicht mehr angerufen?«

»Keine Ahnung, Alter.«

Suko nickte in Richtung Scheibe. »Auf die Person bin ich mal gespannt, das kannst du mir glauben.«

»Sie ist attraktiv.«

»Was sagt das schon?«

»Da hast du recht. Auch schöne Frauen können sich in Todesengel verwandeln. Das haben wir schon öfter erlebt.«

Die Landschaft der Bretagne hatten wir im Winter noch nicht erlebt. Auch jetzt, wo der Schnee eine geschlossene Decke bildete, war etwas von der Weite zu spüren, für die dieses Stück Frankreich berühmt ist. Über allem stand ein prächtiger Morgenhimmel, der aussah wie feine blaue Seide. Da Suko es sich nicht nehmen ließ, selbst zu fahren, schloß ich ein wenig die Augen. Auch wenn ich Kaffee getrunken hatte, konnte ich mich entspannen.

Ich dämmerte tatsächlich dahin und wurde erst wach, als Suko anhielt und ich das Knistern von Papier hörte. Ich schaute nach rechts, wo Suko eine Karte entfaltete. Er schielte mich über den Rand hinweg an. »Na, wieder wach?«

»Wie du siehst.«

»Wir sind gleich da. Ich muß nur schauen, wo wir genau abbiegen werden. Das ist alles ein wenig kompliziert hier.«

Auf der Fähre hatten wir die Route bereits mit dem Kugelschreiber nachgezeichnet. Suko brauchte nur den Strichen zu folgen und wußte auch schnell Bescheid.

»Nach dem nächsten Dorf links.«

»Dann fahr mal.«

Der Morgen näherte sich dem Mittag, als uns ein erster Blick auf den Ort Coray gelang. Er lag etwas tiefer als die Straße, die über einen blanken, schneebedeckten Höhenrücken führte und sich in einer Kurve dem Ziel entgegenwand.

Hier war nicht geräumt worden. Auf der gesamten Straße lag eine

festgefahrene Schneedecke. Die Winterreifen schafften alles. Wie erstarrt sah die Landschaft aus. Manchmal erinnerte sie mich an ein Gemälde. Es gab kaum Bewegungen, nur über den Dächern der Häuser, wo sich der aus den Schornsteinen dringende Rauch verteilte.

Und plötzlich stand sie da.

Woher die gekommen war, hatten wir nicht gesehen. Möglicherweise hatte sie hinter einem dicken Felsen gelauert, jedenfalls trat sie mit lässig wirkenden Bewegungen auf die Straße, und sie trug diesen Mantel, den ich schon von London her kannte.

»Das ist sie, Suko.«

»Habe ich mir fast gedacht.« Suko bremste vorsichtig, und der BMW schob sich langsam näher. Vor Veronique kam er zur Ruhe.

»Ja, sie ist attraktiv, John.«

»Habe ich dir doch gesagt.«

Wir blieben sitzen, denn sie hatte sich in Bewegung gesetzt und trat an die Beifahrerseite. Ich hatte die Scheibe nach unten fahren lassen. Die Frau bückte sich und brachte ihr Gesicht dicht an die Scheibe. Man sah, daß sie gefroren hatte.

»So sieht man sich wieder«, begrüßte ich sie.

»Ja, John«, lächelte sie. »Es mußte ja so sein. Ich wußte, daß Sie kommen würden.«

»Der Brief, nicht?«

»Natürlich.«

»Sie wollten noch anrufen.«

Veronique hob die Schultern. »Das hätte ich auch später sicherlich getan. Aber ich ging davon aus, daß ich selbst überzeugend genug gewesen bin.«

»Gut gedacht.«

»Darf ich mit Ihnen fahren?«

»Wenn Sie wollen.«

Sie stieg hinter mir ein. Suko drehte sich um und begrüßte die Frau. Er wollte sich vorstellen, Veronique aber schüttelte den Kopf.

»Ich weiß ja, wer Sie sind.«

»Hat sich das schon bis zu Ihnen herumgesprochen?«

»Natürlich. Ich habe mich vorher informiert. Schließlich wollte ich nicht die Katze im Sack kaufen. Ich muß mich einfach auf Sie verlassen können. Außerdem ist John Sinclair diesem Ort etwas schuldig.«

»Ach ja? Was denn?«

Sie winkte ab. »Das erzähle ich Ihnen später. Lassen Sie uns jetzt fahren.«

»Sind die Toten bereits unter der Erde?« erkundigte sich Suko.

»Nein, die Beerdigung ist heute. Sie kommen gerade recht. Wollen Sie daran teilnehmen?«

Suko schaute mich an. »Willst du?«
»Wäre nicht schlecht. Was meinen Sie, Veronique?«
»Sicher, wir kommen noch pünktlich, schätze ich. Allerdings muß ich Ihnen dazu etwas erklären.«
»Was, bitte?«
Sie senkte den Blick. »Ich wohne nicht direkt im Ort, habe jedoch auf Umwegen erfahren müssen, daß sich dort etwas ereignet hat, was mit den vier Toten zusammenhängt.«
»Was ist es?«
Sie hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir werden es am Friedhof erfahren. Er liegt außerhalb und auf der Höhe. Sie können also auf dieser Straße bleiben.«
»Wie Sie wünschen, Mademoiselle.«
Veronique Blanchard lehnte sich zurück und sprach gegen den Wagenhimmel. »Ein Spaziergang wird es nicht werden, das war es schon damals nicht, als Hector de Valois gegen ihn antrat.«
»Gegen wen und wieso?«
Sie lächelte weich. »John, das ist eine lange Geschichte. Sie werden sie schon erfahren, keine Sorge. Doch auf Ihnen ruht eine Erblast. Durch Ihr Kommen haben Sie bewiesen, daß sie dieses Erbe annehmen wollen. Ich finde es gut.«
»Ich weniger, weil ich nicht weiß, was ich erben werde.«
Sie hob nur die Schultern.
»Und überhaupt«, sprach ich weiter. »Wie sind Sie eigentlich auf mich gekommen?«
Da lachte die Frau. »Man kennt Sie eben.«
»Nein, das akzeptiere ich nicht.«
»Mein Mann redete von Ihnen. Er hat Sie zwar nicht persönlich gekannt, doch er wußte genau Bescheid.«
»Wunderbar. Wer war er?«
»Ein Templer!«
Diese locker gesprochene Antwort stoppte meine Stimme. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich schüttelte den Kopf, strich über meine Stirn und flüsterte: »Sagen Sie das noch mal.«
»Er war ein Templer. Zwar gehörte er nicht zum direkten Kreis eines Abbé Bloch, aber er stand ihnen sehr nahe. So nahe, daß er gewisse Zusammenhänge kannte und auch von Ihrer Rolle wußte, die Sie in diesem großen Fall spielen. Mein Gatte führte Aufträge für die Templer durch. Er war Forscher und Historiker. Er kannte sich aus, war in allen großen Büchereien der Welt zu Hause und sammelte Material, das er seinen Brüdern zukommen ließ. Er war passives und gleichzeitig aktives Mitglied des Zirkels. Leider kein guter Autofahrer, er verunglückte tödlich. Mich hatte er ab und zu eingeweiht, so war es nur eine logische Folge, daß auch Ihr Name fiel, John. Zudem

stammen meine Vorfahren alle aus dieser Gegend. Der Name de Carnais ist uns nicht unbekannt.«

»Und wer ist das schon wieder?«

»Eine Frau, die Hector de Valois sehr gut gekannt hatte. Ist Ihnen der Name noch nicht untergekommen?«

»Leider nein.«

»Das ist schade.«

»Weiter, Mademoiselle.«

»Nehmen Sie den Weg rechts, Suko. Er führt direkt zum Friedhof. Der Ort liegt auf der Hügelkuppe.«

Es war schon ungewöhnlich, denn von einem Friedhof war nicht viel zu sehen. Es gab weder Bäume noch eine Mauer, nur dunkle Steine und Kreuze, die aus dem Schnee ragten.

Und es hielt sich kein Mensch dort auf.

Ich drehte mich auf dem Sitz und schaute in den Fond. »Na, Veronique, was sagen Sie dazu?«

»Nichts«, flüsterte sie, »gar nichts. Ich verstehe es nicht. Eigentlich hätte die Beerdigung jetzt sein müssen.«

»Soll ich anhalten?«

»Ja, Suko, bitte.«

Wir stiegen aus. Ich beobachtete das Gesicht der Französin und war der Meinung, daß sie nicht schauspielerte, denn ihr Erstaunen war echt. Sie konnte sich keinen Reim auf die Leere machen. Es gab niemand, der sich auf dem Areal bewegte.

Zu diesem Friedhof paßte tatsächlich der Ausdruck Totenstille…

Nebeneinander schritten wir durch den knirschenden Schnee. Veronique hatte die Hände in den seitlichen Manteltaschen vergraben, ging und schüttelte den Kopf.

»Noch immer keine Erklärung?«

»Nein.«

»Wo wollen Sie hin?«

Sie blieb stehen und drehte sich. Der Wind fuhr hier oben scharf gegen unsere Gesichter. Ich selbst kam mir irgendwie fremd in dieser Szene vor.

»Ich möchte mir eigentlich die Gräber anschauen«, flüsterte sie mit ihren blassen Lippen.

»Die leeren?«

»Möglicherweise.«

Sie ging vor, und Suko fragte mich leise: »Kommst du hier zurecht?«

»Noch nicht. Eigentlich sind wir ja wegen des Brunnens hergekommen. Aber den hat sie noch nicht erwähnt.«

»Frag sie.«

Ich winkte ab. »Die Frau redet nur, wenn sie will. Die weiß genau, wo es langgeht.«

»Anscheinend.«

Veronique war stehengeblieben und winkte uns zu. Sie stand vor den leeren Gruben und schaute in die Tiefe. »Nichts«, sagte sie leise.

»Kein Sarg ist zu sehen.«

»Was denken Sie?«

»Ich weiß nicht, weshalb die Beerdigung ausfiel. Wir sollten nach Coray fahren und dort fragen.«

»Das meine ich auch.«

Wir drehten uns um. Wieder war Veronique sehr schweigsam geworden. Als ich sie auf den Blutbrunnen ansprach, vertröstete sie mich auf einen späteren Zeitpunkt.

Im Wagen sitzend, preßte sie die Hand vor ihr Gesicht. Wir hörten sie sprechen, verstanden aber nichts. Suko wendete und rollte den Weg zurück.

»Was haben Sie, Veronique?« fragte ich leise.

Sie ließ die Hände sinken. Ihre Augen schimmerten rot. »Es wird schlimm, glaube ich. Noch schlimmer als damals. Er ist zurückgekehrt, er kennt kein Erbarmen.«

»Wen meinen Sie?«

»Den Teufelsboten. Er hat hier alles noch unter Kontrolle, ebenso wie damals. Nichts hat sich geändert. Nur die Menschen und ihre Häuser sind andere. Wir werden den Horror erleben, und ich glaube nicht, daß Sie die nächste Nacht je vergessen werden.«

»Verdammt noch mal, was wissen Sie, Veronique?«

»Zu wenig – leider.«

»Und wir wissen gar nichts.«

»Das wird sich ändern.«

Die Antwort hatte ich mir auch selbst geben können. Ich ärgerte mich über eine derartige verstockte Haltung, wurde aber abgelenkt, da wir in Coray einrollten.

Es war ein kleiner Ort, sicherlich eine Idylle mit ebenfalls kleinen Häusern, zu denen Garten gehörten. Der Turm einer Kirche schaute hoch in den Himmel, und als wir einfuhren, läuteten die Glocken, als wollte man uns begrüßen.

»Das gilt sicherlich nicht uns«, sagte ich.

»Nein, John, sie sind wohl alle in der Kirche und halten eine Totenmesse, was mich wiederum wundert, denn die Andacht sollte in der Trauerhalle stattfinden.«

»Eine Änderung – na und?«

»So dürfen Sie das nicht sehen. Hier hat alles seine bestimmten Gründe. Es muß etwas passiert sein.«

Suko hielt auf der Straße an, über die der Wind pulvrigen Schnee als Staubwolken blies »Soll ich zur Kirche fahren oder.«

»Nein, fahren Sie bitte weiter.«

»Und wohin?«

Veronique überlegte. Sie schaute nach rechts und links, suchte nach einem Hinweis, bis sie einen Halbwüchsigen sah, der geduckt und die Hände in den Taschen seiner Jeans vergraben, über den Gehsteig schlich, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

»Warten Sie!« Veronique stieg aus.

Wir wunderten uns über nichts. Der Halbwüchsige kannte sie. Vor ihm blieb sie stehen und redete heftig auf ihn ein. Der junge Mann nickte, deutete die Straße hoch und sagte etwas, das die Frau erschütterte, denn sie schritt unwillkürlich zurück. Dabei preßte sie ihre Hand gegen den Mund und hielt den Halbwüchsigen nicht auf, als er weiterging.

Aus dem Seitenfenster rief ich ihren Namen.

Die Frau erwachte wie aus einem Traum, drehte sich um, ging mit steifen Schritten auf den Wagen zu, stieg ein, hämmerte die Tür ins Schloß und sagte tonlos.

»Fahren Sie!«

»Wohin?«

»Geradeaus, Suko, bitte«

Ihre Stimme klang, als würde Eis brechen. Diese Frau mußte etwas Schreckliches erfahren haben. »Wollen Sie uns nicht endlich sagen, was Sie hörten?«

»Nein!« schrie sie. »Nein, ich will es nicht. Ich kann es auch nicht, verdammt!«

Ich schwieg, hörte sie schwer atmen, dann ihr leises Weinen. Auch Suko vernahm die Geräusche. Er schaute mich an, ich hob die Schultern, und so rollten wir weiter durch das leere Dorf, das deshalb so gespenstisch wirkte.

»Wenn gleich die Einmündung einer schmalen Gasse erscheint, fahren Sie bitte nach links.«

»Mach' ich.«

Die Gasse war vereist, der Wagen rutschte, schrammte einmal kurz mit der Stoßstange an einem Zaun entlang und erreichte dann einen Platz, wo wir zwei Häuser sahen.

Ein Wohnhaus und einen flacheren Anbau.

»Es ist die Werkstatt des Schreiners Trachet«, erklärte uns die Frau beim Aussteigen. Sie putzte ihre Nase und schüttelte den Kopf.

Dann wandte sie sich an uns, sprach noch nicht, so daß zwischen uns das lastende Schweigen lag.

»Wenn der Junge recht gehabt hatte, werden wir bald das Grauen zu sehen bekommen.«

»Ist gut. Wollen Sie hier draußen warten?«

»Nein, wir müssen in die Werkstatt.« Sie gab sich einen Ruck und übernahm die Führung.

Veroniques Worte hatten auch bei mir einen entsprechenden Eindruck hinterlassen Mir kam die Kälte plötzlich vor, als wäre sie zu Eis geworden, dessen dünne Schicht wir bei jedem Schritt erst durchbrechen mußten. Veronique kannte sich aus. Hinter der Eingangstür wandte sie sich nach rechts. Wir betraten die Werkstatt, die einen typischen Schreinergeruch ausströmte.

Es roch nach Holz, Farben und Lack. Auf dem Boden lagen Späne und ein paar Schritte weiter eine große rote Lache. In ihrem Zentrum sahen wir den Kopf des Toten.

Ich hielt Veronique fest, die plötzlich weiche Knie bekam. Sie drückte sich an mich und senkte den Blick, weil sie einfach nicht hinschauen konnte.

Auch uns traf der Anblick hart. Wer immer den Mann getötet hatte, er war schlimm gewesen und hatte sich dessen Hals vorgenommen. Eine Weile verging, in der wir nur unser Atmen horten.

»Aber das ist nicht alles«, flüsterte die Frau.

»Was noch!«

»Wir müssen weiter in den anderen Raum.«

Da sahen wir etwas, das auch uns bis unter die Haarspitzen schockte Vier Tote in offenen Särgen, blutüberströmt und furchtbar anzusehen. Es waren die vier, die heute hätten beerdigt werden sollen.

»Angst«, sprach Veronique »Jetzt haben die Leute Angst gehabt. Sie haben sich in der Kirche verkrochen. Sie beten, denn sie wissen verdammt genau, wer das getan hat. Leroque, der Teufelsbote. Können Sie nun begreifen, weshalb ich Sie geholt habe. Sind diese fünf Toten nicht Grund genug?« schrie sie und rannte plötzlich hinaus.

Suko und ich blieben zurück, grau in den Gesichtern, gezeichnet durch den Schrecken.

»Wer tut so etwas?« fragte Suko »Leroque.«

»Ja. Dann weißt du, was auf dich zukommt, John. Wie wurde noch gesagt? Da steht eine alte Rechnung offen. Ich schätze, daß sie sich mittlerweile erhöht hat.«

»Bestimmt.« Ich wanderte um die Särge herum. Mein Blick war starr, das Gesicht eingefroren. Von innen stieg eine Kälte hoch, als wollte sie mich fressen.

Die Oberteile der Särge lagen auf dem Boden verteilt. Auch an ihnen klebte Blut.

»Laß uns gehen«, sagte Suko »Ich glaube, daß Veronique uns einiges zu sagen haben sollte.«

»Das meine ich auch.«

Wir fanden sie neben der Ausgangstür sitzend. Sie hatte sich auf den Boden gehockt, die Ellenbogen auf die Knie gestemmt und das Kinn in die Hände gelegt. Sie starrte dabei ins Leere. Aus den Augen liefen Tränen und rannen die Wangen entlang.

Ich streichelte über ihr Haar, aber sie nahm es kaum zur Kenntnis.
»Können Sie sprechen Veronique?«
»Das muß ich ja wohl.« Sie ließ die Hände sinken.
»Sicher.«
Von selbst begann sie zu reden. »Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte. Als ich den Ort verließ, um zu Ihnen nach London zu kommen, da waren die Toten noch völlig normal. Jetzt aber liegen sie in ihrem Blut, John. Können Sie das begreifen? Sie liegen in ihrem eigenen Blut. Ich… ich komme da nicht mit.«
»Leroque wird einen Grund gehabt haben«, sagte ich leise.
»Ja, das nehme ich auch an. Er war ja früher nicht anders.«
»Wäre es nicht an der Zeit, wenn Sie mal aus sich herauskämen und uns aufklärten?«
»Jetzt schon. Leroque ist eine Bestie gewesen. Ein Bote des Teufels, wie er selbst sagte. Er hatte die irrsinnige Idee, einen Brunnen mit dem Blut der Menschen zu füllen. Für ihn, für den Satan das Blut der Gerechten. Und er hat es geschafft. Er holte sich seine Opfer, wann immer er wollte, so daß der Brunnen ständig Nachschub bekam. Es sprach sich natürlich herum, aber niemand war da, der ihn stoppen konnte. Bis auf einen, John, den kennst du.«
»Hector de Valois?«
»Ja, er ist es gewesen. Er hörte davon, er kam und trat gegen ihn an. Er hat bei einer Mademoiselle de Carnais gewohnt, eine entfernte Verwandte von mir, wenn ich das ausdrücken darf. Hector wurde bei dem Kampf verletzt, aber er hat ihn besiegt. Nur schaffte er es nicht endgültig, die Hölle gab ihn wieder frei, und nun beginnt das Morden erneut. Sie, John, müssen noch einmal gegen ihn antreten, sonst ist alles aus. Sie müssen ihn wieder in die Hölle schicken, und diesmal endgültig.«
»Ist das die Geschichte gewesen?«
»So weiß ich sie.«
Ich ging einige Schritte auf und ab, beobachtet von meinem Freund Suko.
»Was sagst du dazu, John?«
»Wir müssen ihn stellen, er muß sich zeigen. Er gibt keinen anderen Weg, verstehst du?«
»Klar.«
Ich holte tief Luft. Der Blutgeruch drang bis hierher, und ich ekelte mich. Dann wandte ich mich wieder an die Frau. »Sie haben einen Brunnen erwähnt. Gibt es ihn noch?«
»Ja, den gibt es!« flüsterte sie. »Nur nicht mehr so wie früher, wenn Sie verstehen.«
»Wie dann?«
»Er ist anders, er ist angenagt vom Zahn der Zeit. Dieser Brunnen ist

auch nicht mehr von einem Pavillon bedeckt und beschützt. Er steht jetzt im Freien.«

»Wo genau?«

»Ich werde Sie hinführen. An dieser Stelle war früher einmal ein Park, der Ort liegt nicht weit von meinem Haus entfernt. Ich wohne ja da, wo auch Mademoiselle de Carnais gelebt hat. Nach dem Kampf ist Hector de Valois als Verletzter zu ihr zurückgekehrt, und sie hat ihn gepflegt.«

»Waren Sie inzwischen am Brunnen?«

»Ja und nein.«

»Bitte…?«

»Aus der Ferne, John. Ich konnte ihn mir nur aus der Ferne anschauen. Das ist es doch gewesen. Es war einfach grauenhaft. Ich spürte die Angst wie Messerstiche, die in meinen Körper drangen. Ich traute mich nicht näher an ihn heran. Können Sie das verstehen?«

»Natürlich.«

Veronique stand auf, und Suko war ihr dabei behilflich. Ich ging nach draußen, wo die Kälte schwer wie Blei drückte. Noch immer ließ sich kein Mensch auf der Straße sehen. Die Bewohner mußten sich in der Kirche befinden.

Das Läuten der Glocken war verstummt. Es hätte auch nicht gepaßt, höchstens ein Gruß der Totenglocke.

Ich drehte mich um, als die anderen beiden kamen. »Fahren wir zum Brunnen?«

Suko war anderer Meinung. »Veronique meint, daß wir erst bei Anbruch der Dunkelheit hingehen sollten.«

»Weshalb?«

Die Antwort gab sie mir selbst. »Sie können mich für überängstlich oder für einen Dummkopf halten, aber ich bin der Meinung, daß sich Leroque hier irgendwo im Ort aufhält. Es… es geht gar nicht anders. Er muß einfach hier sein.«

»Weshalb?«

»Wegen der Opfer!« flüsterte sie. »Er braucht Nachschub für den Blutbrunnen, und diesen kann er sich nur hier aus den Bewohnern aussuchen. Ist euch das klar?«

»Das sehen wir ein«, murmelte Suko.

»Dann gebt verdammt noch mal acht. Haltet die Augen offen! Der Schreiner ist erst heute umgebracht worden und nicht vor Tagen wie die anderen Männer und Frauen.«

Ich atmete die eisige Luft ein und drehte den weichen Schal fester um meinen Hals. »Also gut, Veronique. Wo sollen wir anfangen zu suchen?«

»Ich möchte in die Kirche.«

»Und dann?«

»Es ist nur ein Gefühl John, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß dieser Teufelsbote alles versucht.«

»Was heißt das?«

»Daß er auch das Gotteshaus von Coray unter seine Kontrolle bringen will. Oder ist das zu weit hergeholt?«

»Bestimmt nicht. Sie kennen ihn besser.«

»Nein, ich kenne ihn überhaupt nicht.«

»Lassen Sie uns gehen.«

»Ja, bitte, nur nicht fahren. So können Sie einen Eindruck gewinnen. Hier lauert das Böse, es drückt, es ist dabei, sich in die Herzen der Menschen zu fressen.«

»Sie denken dabei an die Bewohner?«

»Ja, John, daran denke ich besonders. Ich lebe nicht direkt im Ort, mein Haus befindet sich in unmittelbarer Nähe. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß diese brutale Tat die Menschen sprachlos gemacht hat. Sie… sie haben sich in der Kirche versammelt. Es ist der einzige Ort, wo sie eine gewisse Sicherheit haben.«

Ich runzelte die Stirn, was die Frau bemerkte und sie deshalb fragte: »Glauben Sie mir nicht?«

»Wir werden sehen.«

Gemeinsam gingen wir den Weg zurück. Als wir auf die normale Hauptstraße einbogen, kläffte ein Hund. Sein Bellen klang in der starren Luft sehr laut und scharf.

Die Kirche war nicht zu übersehen. Sie besaß keinen sehr spitzen Turm. Ich würde ihn eher mit dem Wort klotzig umschreiben. Das Kreuz aus Eisen hatte durch das Eis einen anderen Farbton bekommen und gab einen graublauen Schimmer ab.

Sämtliche Scheiben der an den Straßenrändern stehenden Fahrzeuge waren zugefroren. Auch die Karosserien hatte eine zweite Schicht bekommen. Ich roch den aus den Kaminen steigenden Rauch, der wie dünne Fahnen unsere Nasen erreichte.

Dann blieb ich stehen, weil Veronique darum bat. Wir waren nicht mehr weit von der Kirche entfernt. Zwar stand die Eingangstür nicht offen, wir hätten trotzdem etwas hören müssen. Weder Gesang noch Stimmen drangen nach draußen, es herrschte eine beklemmende Stille, die ich als nicht natürlich empfand.

Veronique Blanchard dachte ebenso. »Ich bin davon überzeugt, daß dort etwas nicht stimmt.«

»Es ist zu still, nicht?«

»Ja.«

»Und was glauben Sie?« fragte Suko.

Ihr rechter Fuß schabte über einen Eisbuckel. »Ich habe überhaupt keine Ahnung, aber ich will gleichzeitig nicht an den Verdacht denken, der sich in mir hochdrängt.«

»Reden Sie bitte.«
»Leroque ist dort.« Sie wies auf die Kirche. »Er hat sie unter seiner Kontrolle.«
»Ist er so stark?«
»Das befürchte ich, John.«
Suko bewegte sich als erster. »Los, wir wollen nachschauen und Beweise bekommen!« So schnell es die glatte Unterlage erlaubte, ging er vor. Wir folgten ihm, und ich faßte dabei die Frau an. Durch den Mantelstoff spürte ich ihr Zittern.
Abgeschlossen war die Tür nicht. Suko hatte seine Rechte auf die schwere Klinke gelegt, sie nach unten gedrückt und zog die Tür auf.
Aus dem Innern der Kirche wehte uns eine bedrückende Stille entgegen. Kein Hüsteln, kein Räuspern – nichts.
»Ob die nicht da sind?« fragte der Inspektor.
»Doch«, flüsterte Veronique, »sie sind da. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Bleiben Sie zurück.«
»Ja.«
Suko und ich betraten gemeinsam das große Kirchenschiff. Hier war es wärmer als draußen, und auch der typische Geruch erreichte uns. Eine Mischung aus Weih- und Kerzenrauch.
Die Bänke waren besetzt. Sie standen rechts und links des Mittelgangs.
In den Bänken hockten die Bewohner. Sie knieten, aber sie kamen mir doch anders vor als normale Gläubige, denn ihre Haltungen waren geduckt.
Die Köpfe hatten sie schamhaft gesenkt, denn keiner wollte dorthin schauen, wo sich die erhöhte Altarplatte befand. Sie war mit einem weißen Tuch bedeckt, auf dem rücklings eine junge Frau lag.
Über ihr stand ein junger Mann. Er trug eine Felljacke und hatte beide Arme erhoben.
Mit den Händen umklammerte er den Griff eines Messers. Und es war klar, daß er die Waffe nach unten rammen wollte…

***

Zwei Dinge passierten!
Suko und ich schossen gleichzeitig, und hinter uns schrie Veronique Blanchard gellend auf.
Wie sahen nicht, ob die beiden Kugeln getroffen hatten, die Entfernung war auch ziemlich groß, jedenfalls hatten die Schüsse es geschafft, den Mann mit dem Messer zu erschrecken und ihn von seiner furchtbaren Tat abzuhalten.
Er drehte sich zur Seite, schrie irgend etwas und tauchte hinter dem Altar in Deckung.

Da waren wir bereits unterwegs.

Mit langen Schritten hetzten wir durch den Mittelgang, dessen dunkler Steinbelag ziemlich glatt war. Wir mußten achtgeben, daß wir nicht ausrutschten.

Auf dem Altar bewegte sich die Frau. Sie richtete sich langsam auf, starrte ins Leere, blieb sitzen, als hätte sie alles nicht begriffen.

Suko erreichte das Ziel als erster. Er jagte hinter den Altar und kümmerte sich um den Kerl mit dem Messer.

In einer hockenden Stellung hatte er dort gelauert. Als Suko erschien, drang ein Zischlaut über seine Lippen, und er schnellte in die Höhe. Sein Körper bewegte sich ebenso auf Suko zu wie das Messer. Der Inspektor hatte für die Länge eines Gedankens Zeit, das Gesicht des jungen Mannes zu sehen.

Es war starr und gleichzeitig lebte in ihm das Böse, denn es funkelte in den Augen.

Er stach zu.

Es war ein sehr wichtiger, brutaler Stoß, nicht darauf gezielt, den Gegner zu verletzen, sondern zu töten.

Suko war besser.

Geschmeidig drehte er sich aus der Stoßrichtung heraus und hämmerte mit der Handkante zu. Sie erwischte den Oberarm des »Messerhelden«, machte ihn taub.

Der Kerl fiel zu Boden, rutschte noch darüber hinweg und rollte seitlich die drei Treppenstufen hinab, die hoch zum Altar führten.

Suko folgte ihm sofort, und ich hatte mich inzwischen um die Frau gekümmert, deren Leben im letzten Augenblick gerettet worden war.

Sie saß auf dem Altar. Dabei schaute sie mich an, ohne mich zu sehen. Eine Person, die unter Trance stand.

Ich schlug leicht gegen ihre Wangen, erzielte leider keinen Erfolg und drückte sie wieder zurück. Sie ließ es mit sich geschehen.

Ich drehte mich um.

Vor mir sah ich ein Bild, das mich schaudern ließ. Die Menschen hatten sich in ihren Bankreihen erhoben. Sie standen da und starrten mich schweigend an. Frauen, Kinder, Männer. Ihre Gesichter zeigten keine dämonischen Fratzen, sie waren normal. Es waren ja auch normale Menschen, aber sie alle gehorchten dem Bann, der über dieser Kirche lag.

Ein Geräusch hörte ich.

Es waren die Echos der Tritte, die Veronique abgab, als sie durch den Mittelgang schritt.

Gleichmäßig setzte sie ihre Füße auf, und jede Berührung mit dem Boden erzeugte ein Echo. Sie schaute dabei nach rechts und nach links, als wollte sie jeden Bewohner genau anblicken. In ihren Zügen standen die Furcht und ebenso das Nichtbegreifen dieser Situation.

Sie sah aus, als wollte sie etwas sagen, ohne sich allerdings zu trauen, den einen oder anderen anzusprechen.

Ich schaute ihr entgegen, sah, daß sie okay war und ging zu Suko.

Er stand neben dem »Messerhelden«, der am Boden lag und sich nicht mehr rührte. Suko hatte ihn »schlafen gelegt«.

»Und was machen wir jetzt?« fragte er.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Vielleicht weiß Veronique mehr.«

Sie hatte inzwischen die drei breiten Stufen überwunden, stand vor dem Altar und schaute in das blasse Gesicht der dort liegenden Frau. Behutsam strich sie über deren Wangen, blickte hoch, sah uns an, schüttelte den Kopf.

»Sie haben auch keine Erklärung?« fragte ich leise.

»Nein.«

»Und eine Ahnung?«

»Die schon!« flüsterte sie. »Leroque ist zurückgekehrt, daran gibt es nichts zu rütteln. Er ist wieder hier in Coray.« Ihre Augen waren groß geworden. »Ich sehe ihn nicht, ich spüre ihn. Aber wenn ihr euch die Menschen hier anschaut, dann… dann könnt ihr ihn fast sehen. Er hält sie alle unter seinem Bann. Sie sind nicht mehr so wie sonst. Sie gehorchen jetzt ihm. Selbst die Kirche haben sie entweiht.«

Ich blickte mich um und drehte mich dabei auf der Stelle. Die Fenster waren lang, hoch und schmal. Das Licht wurde von den bunten Scheiben gefiltert. Innerhalb des Kirchenschiffes verlor es sich wie ein feiner, heller Schleier.

Veronique sagte etwas Entscheidendes. »Ich… ich sehe den Pfarrer nicht, John!«

Man soll in der Kirche nicht fluchen, aber mir erging es wie Don Camillo, und es rutschte mir ein »Verdammt« über die Lippen. »Wo wohnt er? Wo…«

»Kommen Sie mit.«

»Ich bleibe hier«, sagte Suko.

»Einverstanden.«

Veronique Blanchard war bereits vorgelaufen. Hinter dem Altar und noch hinter einer Säule versteckt, befand sich eine schmale Tür, die zur Sakristei führte, einem schmucklosen Raum, in dem nur das große Kreuz an der Wand auffiel. Es hing schief.

Eine zweite Tür führte in die Wohnung des Pfarrers, die im ersten Stock lag.

Wir polterten über eine dunkel gestrichene Holztreppe hoch und schauten in einen breiten Flur, von dem einige Türen abzweigten, die nicht geschlossen waren.

»Weiche, Satan!« hörten wie eine angsterfüllte Stimme. »Weiche von uns. Fahr in dein tiefes Reich zurück!«

»Das ist der Pfarrer!« hauchte Veronique.

Ich nickte und holte mein Kreuz hervor. Wenn er es sah, würde er mich bestimmt nicht für den Teufel halten. Mit dem rechten Fuß trat ich die Tür bis zum Anschlag auf, mein Blick war frei.

Der Pfarrer hockte auf dem Bett, das unter einem quadratischen Fenster stand. Durch die Öffnung fiel ein Lichtstreifen, der nicht nur den Pfarrer traf, sondern auch das Kreuz umwehte und es deutlich hevortreten ließ.

Es bestand aus Holz und nahm mir einen Teil der Sicht auf das Gesicht des Geistlichen.

»Satan, du...«

Ich unterbrach ihn mit lauter, aber ruhiger Stimme. »Ich bin nicht der Satan, Hochwürden!«

Er wollte es nicht glauben. Ich trat zur Seite, sah Veronique in der Tür stehen, und bekam zudem mit, daß der Pfarrer den Kopf drehte und meinen Weg verfolgte.

Sein altes, von Falten durchzogenes Gesicht war grau vor Furcht geworden. Jetzt sah er das Kreuz und schüttelte den Kopf. »Nein, du bist nicht der Teufel, du nicht. Du hast... du hast ...«

»Ich verlasse mich ebenfalls auf das Kreuz!«

Nach diesem Satz sanken zuerst die Arme des Mannes nach unten, anschließend der Oberkörper, und dann fing er an zu schluchzen, denn endlich löste sich die Spannung.

»Mein Gott, was ist hier nur geschehen?« flüsterte Veronique.

»Was hat man nur mit uns Menschen gemacht?«

Ich konnte ihr auch keine Antwort geben und drückte sie auf einen Stuhl nieder.

Der Pfarrer hatte sich wieder gefangen. Er entschuldigte sich, was ich mit einem unwilligen Kopfschütteln quittierte. »Bitte, Sie haben genau das Richtige getan.«

»Aber ich konnte nicht helfen.«

»Gegen wen?«

»Er ist wieder da, Monsieur. Ich habe es nicht glauben wollen, aber er ist wieder da.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein, nur seinen Schatten.«

»Schatten?« wiederholte ich.

Der Geistliche schluckte und rang nach Worten. Auf meine Frage ging er nicht ein. »All der furchtbare Schrecken und die Greuel der Vergangenheit werden wieder zurückkehren, glauben Sie mir. Der Schatten ist da, der Teufelsbote ebenfalls. Ich habe sein Lachen gehört...«

»Wann sahen Sie den Schatten. Können Sie eine Beschreibung geben?«

Er beugte sich vor und verdrehte die Augen, damit er in die Höhe schauen konnte. »Er strich wie ein Dieb an der Kirchenwand entlang«, flüsterte er. »Und der war gewaltig. Groß wie ein Ungeheuer. Er glitt über die Scheiben der Fenster hinweg und nahm uns das Licht. Er hat uns gezeigt, wer Herr in dieser Stadt ist. Selbst vor der Kirche hatte er keinen Respekt. Er hat sie eingenommen, er hat sie geschändet, obwohl er außen vor geblieben ist. Aber er hat sich in die Seelen der Menschen hineingestohlen und sie unter Kontrolle bekommen.« Der Pfarrer rang nach Luft. »Wissen Sie, wer diese Leute sind, Monsieur?«

»Sagen Sie es!«

»Es sind seine potentiellen Opfer, die er für den verfluchten Blutbrunnen braucht.«

»Ja, ich stimme Ihnen zu.«

Er wischte über sein schweißnasses Gesicht, starrte für einen Moment ins Leere, bevor er sich erhob, um mir direkt ins Gesicht zu blicken. Der Mann machte auf mich den Eindruck, als würde er mich zum erstenmal richtig wahrnehmen. So ähnlich sprach er auch, als er sagte: »Ich habe Sie nie hier in Coray gesehen, Monsieur. Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?«

»Ich will den Teufelsboten stoppen!«

Der Mann vor mir erschrak. Für einen Moment leuchteten seine Augen auf, dann schüttelte er den Kopf. »Ihn kann niemand stoppen. Er ist von Satan geschickt, und er ist mächtig. Schon einmal hat es jemand versucht, aber es gelang ihm nicht.«

»Ich wette dagegen!«

Der Geistliche winkte ab, ging zur Seite und setzte sich auf einen zweiten Stuhl. »Wie, mein Freund, können Sie so etwas behaupten.«

»Weil Monsieur Sinclair auf so etwas spezialisiert ist!« erklärte Veronique mit lauter Stimme. »Sie müssen ihm glauben, er ist der Mann, der es schaffen kann.«

»Ist er denn ein Exorzist?«

»Nein«, sagte ich lachend. »Das bin ich nicht. Aber ich habe einen Beruf, der es mir erlaubt, Geister, Dämonen und sonstige Schwarzblütler zu jagen. Und ich bin gekommen, um ihn zu stoppen.«

Der Geistliche überlegte. »Aber spät, Monsieur, sehr spät. Es hat bereits Tote gegeben.«

»Das wissen wir.«

»Und wie wollen Sie ihn fangen?«

»Unter anderem damit!« Ich zeigte ihm mein Kreuz. Er bat darum, es an sich nehmen zu dürfen. Ich erlaubte es ihm, und er trat damit ans Licht, um es besser betrachten zu können. Dabei schüttelte er den Kopf, flüsterte etwas und drehte sich erst wieder um, als ich ihn angesprochen und nach dem Grund seiner Reaktion gefragt hatte.

»Es ist wirklich seltsam, Monsieur. Ich habe das Kreuz nie gesehen,

aber ich weiß, daß es existiert.«

»Möglich«, erwiderte ich lächelnd.

»Gelesen«, murmelte er und strich über seinen grauen, dichten Haarpelz. »Ja, ich habe in alten Chroniken gelesen, daß es ein Mann mit einem Kreuz versucht hat.«

»Hector de Valois.«

»Himmel, Sie kennen auch ihn oder wissen von ihm?«

Eine weitere Erklärung gab ich nicht. Sie wäre möglicherweise für den Mann zu phantastisch gewesen. Statt dessen nahm ich mein Kreuz wieder an mich, zu dem mich der Mann noch einmal beglückwünschte. Er hielt meine Hand und sagte: »Ich habe ein gutes Gefühl. Ich glaube, daß Sie es schaffen werden, Monsieur.«

»Das hoffe ich auch.«

»Dabei kenne ich nicht einmal Ihren Namen.«

»Sinclair«, sagte ich, »John Sinclair!«

»Nicht aus Frankreich?«

»Nein, aus London.«

»Kommen Sie, John, bitte!« Veronique drängte mich, und ich ließ die Hand des Mannes los. Er schaute uns noch nach. In der Fensterscheibe erkannte ich seine Gestalt und bekam mit, wie er ein Kreuzzeichen schlug.

Die Frau lief vor. Ihre Schritte polterten abermals über die Treppe.

»Ist etwas geschehen?« rief ich ihr nach.

»Nein, eigentlich nicht.«

»Was heißt das?«

Sie blieb vor der untersten Stufe stehen und drehte sich um. »Ich habe nur das Gefühl, daß es… daß … sich etwas verändert hat. Ich hörte Geräusche.«

»Wo?«

»Aus der Kirche.«

Diesmal schluckte ich den Fluch herunter, denn ich dachte sofort an Suko. Plötzlich hatte ich es sehr eilig…

***

Suko war allein zurückgeblieben.

Das heißt, allein war er nicht. Er schaute gegen die Gesichter und die Gestalten der Menschen, die in den Bankreihen standen und ihm entgegenblickten.

Auf keinem Gesicht entdeckte er eine Veränderung. Sie sahen auch jetzt gleichgültig und starr aus und hielten ihre Lippen fest zusammengepreßt. Obwohl Suko nichts sah, hatte er den Eindruck, als würde etwas zwischen ihnen lauern, das einfach da und unbeschreiblich für einen normalen Menschen war.

Das Böse…

Suko stand vor dem Altar. Hinter ihm lag noch immer die Frau auf der Platte. Sie atmete schwer. Es hörte sich so an, als würde ein Alp auf ihrer Brust liegen.

Suko glaubte nicht, daß ihm von ihr eine Gefahr drohte und auch nicht von dem »Messerhelden«, doch da irrte er sich. Aufmerksam wurde er durch ein Schleifen.

Einen Moment später wanderte ein Schatten vor. Zunächst über die Stufen, wo er ein eckiges Muster bekam, und dann auf den flachen Altaruntersatz.

Danach kam er.

Der junge Mann ging geduckt. Sein Messer hatte er nicht mehr, aber er war verändert, denn sein Gesicht hatte eine bläulichschwarze Farbe angenommen. Es sah so aus, als hätte jemand Öl über die Haut gepinselt, das nicht eintrocknete.

Er öffnete den Mund. Kehlige Laute drangen über seine Lippen, als er ging und sich dabei im Halbkreis bewegte. Suko wußte nicht, wohin er wollte, konnte sich aber vorstellen, daß er die Frau nicht in Ruhe lassen würde.

In seinen Augen waren die Pupillen kaum zu sehen. Ein harter Glanz überdeckte sie.

Suko ging auf ihn zu. Zwei, drei Schritte brauchte er nur, aber er kam nicht mehr dazu, nach diesem Menschen zu greifen, denn der junge Mann fuhr herum. Während des Vorgangs schnellte seine Zunge aus dem Mund hervor, und Suko konnte erkennen, daß sie doppelt so lang war wie bei einem normalen Menschen.

Er schrie und lachte zugleich, dann sprang er über die Stufen hinweg und rannte aus der Kirche, wie von zahlreichen Geistern gescheucht.

Keiner kümmerte sich um ihn. Die Menschen standen wie Säulen in ihren Bankreihen. Ihre Arme hingen an den Seiten herab, die Blicke waren nach innen gekehrt.

Mit einem lauten Knall fiel das Kirchenportal zu. Der endgültige Beweis, daß der junge Mann die Kirche verlassen hatte.

So angespannt die Lage auch war, Suko entdeckte in ihr trotzdem etwas Positives. So wie der Flüchtling reagierten nicht alle Menschen hier in der Kirche. Wenn sie so stehenblieben, dann war ihm das egal. Sie würden erst aus dem Bann erwachen, wenn es ihnen gelungen war, den Teufelsboten zu erledigen.

Ein Geräusch ließ ihn herum fahren. Es hörte sich an, als würde Stoff auf Stoff rascheln.

In der Tat war dies der Fall, denn die Frau auf dem Altar verließ ihre liegende Haltung und drückte sich hoch. Das geschah mit einer sehr langsamen Bewegung, ohne dabei gleich abgehackt zu wirken.

Sie hielt die Arme dicht am Körper. Unter dem offenen Mantel schimmerte ihr helles Kleid wie ein Leichentuch.

Dann saß sie. Sie drehte wie unter Trance den Kopf, um an Suko vorbei in die Kirche hineinschauen zu können, wo die anderen Bewohner warteten. Sie sprach kein Wort, obwohl sie den Mund öffnete. Mit einem Ruck drehte sie den Körper um neunzig Grad und verließ die Altarplatte. Sie rutschte ein Stück vor, die Füße fanden Kontakt, dann setzte sie sich in Bewegung mit sehr steifen Schritten, und wie von einer anderen Macht gelenkt.

Bevor die Namenlose Suko passieren konnte, faßte er zu. Seine Finger drehten sich um den Arm, und er spürte die ungewöhnliche Kälte ihrer Haut durch den Stoff.

Das war nicht normal…

Die Frau drehte unwillig den Kopf. Aus ihrem Mund drang ein heiseres Geräusch, zu verstehen als akustische Warnung, die auch die anderen Menschen gehört hatten.

Plötzlich bewegten sie sich. Es hieß nicht, daß sie die Bankreihen verließen. Sie änderten nur ihre Haltungen, die drohender wurden und gegen Suko gerichtet waren.

Er begriff schnell. Hielt er die Person noch lange fest, würden sich die anderen gegen ihn stellen. Auf keinen Fall wollte er auf die Menschen schießen, um sie zu stoppen, es mußte auch anders gehen.

Er ließ die Person los.

Augenblicklich entspannten sich die Menschen. Sie waren zufrieden, wie auch die Frau, die mit steifen Bewegungen die Stufen hinabging, um den Mittelgang zu erreichen.

Sie stoppte nicht ein einziges Mal mehr, denn sie ging auf dem direkten Weg dem Ausgang entgegen.

Und noch etwas geschah.

Keiner der Versammelten blieb mehr an seinem Platz. Als hätten sie alle einen gemeinsamen Befehl bekommen, verließen sie ihre Reihen und schritten in Zweiergruppen hinter der Frau vom Altar her.

Die Echos ihrer Schritte hallten durch das Kirchenschiff und störten die ansonsten unnatürliche Ruhe.

Suko blieb zurück. Er hatte seinem Freund John Sinclair versprochen, zu warten, obwohl es ihn drängte, ebenfalls zu gehen, um herauszufinden, was die Menschen vorhatten. Ohne Grund hatten sie die Kirche sicherlich nicht verlassen.

Suko schaute auf die Rücken der Männer, Frauen und Kinder.

Manche Gestalten waren aufgerichtet, andere wiederum gingen sehr gebeugt, als würde sie eine schwere Last drücken.

Aber sie alle traten hinaus in die Kälte des Kirchenvorplatzes, wo ihre Schritte als knirschende Geräusche letztendlich verklangen.

Der Inspektor wollte hinterher. Zumindest von der Kirchentür aus beobachten, als er etwas Seltsames gewahr wurde.

Durch die Kirche wanderte ein Schatten!

Nicht in ihr produziert, wie Suko sehr schnell feststellen konnte, der Schatten glitt außen an der Kirchenmauer entlang und fand seine Lücken in den Fenstern. Dort beugte er sich dann in das Kirchenschiff hinein, um auch über die Bänke zu gleiten.

Wer war der Schatten?

Suko merkte, daß sein Hals trocken wurde. Der Schatten besaß eine schlanke, aber dennoch klumpige Form, und er konnte lachen.

Es war ein widerliches, schon teuflisches Gelächter, das er von außerhalb der Kirche in das Innere schickte.

»Leroque!« flüsterte Suko, »das kann nur der Teufelsbote gewesen sein.«

Das Lachen verstummte, dafür hörte Suko die hastigen Schritte, drehte sich um und war beruhigt, als er seinen Freund John Sinclair und Veronique Blanchard erkannte.

»Gut, daß ihr kommt. Ich habe ihn gehört.«

»Wen?« fragte Veronique.

»Leroque«, erwiderte Suko hart.

Die junge Frau bekam eine Gänsehaut…

***

Suko hatte uns berichtet, was in der Kirche vorgefallen war. Daraus mußten wir nun unsere Schlüsse ziehen und kamen zu dem Ergebnis, daß sich der Teufelsbote gewisse Personen ausgesucht hatte, um sie stärker zu beeinflussen.

»Und warum das?«

»Keine Ahnung, Veronique.«

Die junge Witwe fühlte sich unbehaglich, als sie im Zentrum unserer Blicke stand. »Ich weiß, was Sie mich fragen wollen, aber ich kann Ihnen keine Antwort geben. Ich weiß nicht, weshalb sie die Kirche verlassen haben und was sie nun unternehmen werden. Möglicherweise stecken sie in einer Phase der Prüfung.« Sie schaute Suko unsicher an. »Ich denke da besonders an die Szene auf dem Altar, als der Mann mit dem Messer einen Mord begehen wollte.«

Suko nickte. »Nicht schlecht gedacht – oder?«

Er hatte mit dem letzten Wort mich angesprochen. Ich nickte auch.

»Nur kommen wir so nicht weiter«, sagte ich leise. »Das ist vergangen, wir müssen ihr neues Ziel finden.«

»Der Brunnen?«

»Kann sein, Suko.«

Veronique kam ihm mit einer weiteren Frage zuvor. »Ich bin mir nicht sicher, John. Der Brunnen existiert noch, aber er ist unbenutzt. Ich sage es mal so. Tatsächlich aber sieht es anders aus. Er ist verfallen, außer Betrieb, das Restwasser eingefroren. Wir werden dort kaum eine Chance finden. Schon gar nicht am Tage. Die Geschichte

berichtet davon, daß der Brunnen vor allen Dingen in der Nacht benutzt wurde. Da sind dann seine teuflischen Kräfte freigekommen…«

»Richtig.« Ich lächelte. »Wir müssen eben so lange warten. Und wo können wir das am besten?«

Veronique Blanchard hob die Schultern. Eine etwas verlegene Geste, bevor sie mit leiser Stimme vorschlug: »Ich will mich nicht aufdrängen, ganz bestimmt nicht. Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, können wir ja bei mir im Haus warten. Ich will damit nicht sagen, daß ich eine absolute Sicherheit garantiere, fühle mich aber dort wohler als im Dorf, dessen Bewohner mir fremd geworden sind. Ich habe Glück gehabt. Wenn ich nicht auf Sie gewartet hätte, wäre ich auch hier in der Kirche gewesen und verändert.«

»Da stimmt.« Ich schaute gegen die Tür. »Können wir nicht zuvor einen Blick auf den Brunnen werfen?«

»Ja, wir fahren daran vorbei. Das ist kein Problem.«

»Dann laß uns auch verschwinden«, sagte Suko.

Niemand war mehr da. Nur unsere Schritte warfen Echos gegen die nackten Kirchenwände. Suko hatte die Führung übernommen.

Er öffnete die Tür und ließ die Kälte hinein. Eine Bö war wie mit harter Hand über das Dach gefahren und hatte wirbelnde Schneewolken hereingetrieben.

Leer lag der Kirchenvorplatz. Nur die Fußspuren der Menschen zeichneten sich in der weißen Kruste ab. Links ragten kahle, dunkle Zweige über eine Mauerkrone hinweg. Auf ihnen hockten Vögel mit aufgeplustertem Gefieder. Den Tieren ging es nicht gut in dieser Jahreszeit. Sie hatten Schwierigkeiten, Futter zu finden.

»Sie sind aber schnell verschwunden«, meinte Suko. »Als hätten sie etwas vorgehabt.«

»Vielleicht wurden sie eingestimmt.«

»Auf was?« fragte Veronique.

»Auf ein Finale. Es muß einfach zu einer Veränderung kommen. Dieser Teufelsbote ist nicht grundlos erschienen. Ich rechne damit, daß er den Blutbrunnen wieder füllen wird. Stellen Sie sich vor, Veronique, wie viele potentielle Opfer sich in Coray befinden. Durch ihr Blut kann der Brunnen gefüllt werden.«

»Hören Sie auf. Daran will ich gar nicht denken. Das wäre ja furchtbar, das wäre schrecklich.«

»Sie sagen es.«

Wir hatten den Kirchplatz mittlerweile verlassen, ohne einen Menschen gesehen zu haben. Trotzdem spürte jeder von uns, daß es im Dorf eine Veränderung gegeben hatte. Alles war anders geworden.

Man konnte von einer erwartungsvollen und lauernden Stille sprechen. Eine Stille, in der trotz allem auch die Menschen eine Rolle

spielten.

Sie waren nicht alle in ihren Häusern verschwunden. Das sahen wir, als wir die Hauptstraße erreichten. Sie standen da und warteten. In der Überzahl Männer.

Wie dunkle Figuren wirkten sie auf der hellen Schneefläche. Die Sonne war bereits tiefer gesunken und zu einem rötlichen Ball geworden.

Kein Fahrzeug rollte über die schneebedeckte Fahrbahn, aber neben den Wagen standen ebenfalls Bewohner, die mit bleichen Gesichtern und düsteren Blicken ins Leere schauten, uns aber dabei geflissentlich übersahen. Es waren Wächter, Aufpasser, Wartende, die sich auf ein bestimmtes Ereignis eingerichtet hatten.

»Das ist ja furchtbar!« flüsterte Veronique. Sie schluckte. »Schauen Sie sich das mal an. Ich kenne jeden von ihnen. Ich habe sie alle gesehen, ich kenne sie mit Namen, aber ich habe sie noch nie zuvor so erlebt. Das kann ich kaum glauben.«

»Wie wäre es, wenn Sie einen ansprechen«, schlug ich vor.

»Und dann?«

»Sie können fragen, was die Menschen hier vorhaben. Ihnen wird man sicherlich antworten.«

»Ja, ich kann es versuchen.«

Sie ging mit langsamen Schritten vor, und zwar dorthin, wo eine Frau stand. Sie hatte ihren Platz vor einem Schuppen aufgebaut. Er besaß ein schiefes Dach. Durch die Schneelast sah er aus, als würde er jeden Augenblick zusammenbrechen.

Suko und ich blieben zurück und ließen die Frau allein gehen.

Hörbar schritt sie durch den Schnee. Die anderen Frauen rührten sich nicht. Sie nahm von Veronique überhaupt keinen Kontakt und starrte einfach nur ins Leere hinein.

Sie trug einen Mantel aus Stoff, mit sehr breiten Schultern. Die Stiefel hatten Fellfütterung.

»Hallo…«

Das Wort verwehte, ohne daß die Angesprochene darauf reagierte.

Veronique Blanchard versuchte es noch einmal und bekam abermals keine Antwort. Hilflos hob sie die Schultern, drehte sich um und schaute uns an.

»Laß uns mal hingehen.«

»Und dann?«

Ich lächelte. »Das wirst du schon sehen.«

»Mach nur keinen Ärger, Alter.«

Den wollte ich nicht unbedingt provozieren, aber ich mußte einfach herausfinden, aus welch einem Grund sich die Menschen derartig verändert hatten. Standen sie tatsächlich schon unter dem Bann des Teufelsboten, oder befanden sie sich noch in einer Wartestellung.

Veronique kam uns entgegen. Sie wirkte ratlos. »Ich habe alles versucht, was Sie ja gesehen haben. Aber die Frau reagierte einfach nicht. Sie schaute mich an, ohne mich zu sehen. Kennen Sie das?«

»Bestimmt.«

»Und – wollen Sie es versuchen?«

»John Sinclair wird es«, sagte Suko und deutete auf mich. »Er hat einen Plan.«

»Welchen denn?«

»Hat er mir nicht gesagt.«

»Wollen Sie die Frau wecken?« Veronique lachte selbst über ihre Frage. Meine Antwort erstaunte sie dann.

»So ungefähr, aber bleiben Sie bitte bei Suko zurück. Ich möchte mich allein um sie kümmern.«

»Wenn Sie meinen.«

Ich überwand die letzten Meter, die mich von der fremden Person noch trennten.

Sie schaute ins Leere, sie nahm mich nicht wahr, obwohl ich in ihrem Blickfeld stand. In der Tasche befand sich mein Kreuz. Vom Ort her hörte ich keinen Laut, nicht einmal ein Hüsteln drang durch die klare Winterluft.

Ich holte das Kreuz langsam hervor. Noch behielt ich die Faust darum geschlossen, denn ich wollte die Frau mit dem Anblick überraschen und gleichzeitig konfrontieren. Wenn sie tatsächlich unter einem fremden Bann stand, würde sich dieser durch mein Kreuz auch lösen. Davon war ich einfach überzeugt.

Dann sah sie das Kreuz!

Ich hielt es so hoch, daß es zwischen ihrem und meinem Gesicht pendelte.

Noch waren die Züge der Frau starr, aber sie konnte einfach nicht daran vorbeischauen. Ihr Blick zuckte, in die Augen kam so etwas wie Leben. Sie öffnete den Mund, dann schrie sie.

Es war ein schriller Laut, der durch den ganzen Ort hallte. Die Frau vor mir begann am gesamten Leib zu zittern. In ihr blasses Gesicht schoß die Röte hinein, so bekam sie Farbe, doch auch die Angst war unübersehbar.

Plötzlich rannte sie weg. Die taumelnde Drehung, das Stolpern, dann das Schlagen der Hände vor ihr Gesicht, weil sie den Anblick nicht ertragen konnte.

Sie schwankte über die glatte Fläche. Der Schrei hatte sich verändert, er war zu einem dumpfen Wimmern geworden, und ich schaute gegen ihren Rücken, denn eine Verfolgung nahm ich nicht auf.

Auf der Straße fiel die Frau hin. Ein Eisbuckel hatte ihren Lauf gestoppt. Sofort rappelte sie sich wieder auf und setzte den Weg fort.

Sie drückte eine kleine Gartentür auf und fiel in einen Schneehaufen

hinein. Dann war sie in einem Garten verschwunden.

Suko und Veronique kamen auf mich zu. Mein Freund zeigte ein besorgtes Gesicht. »Was sagt dir das?«

»Leroque hat es geschafft. Die Menschen stehen unter seinem Einfluß. Das Böse ist hier.«

Veronique atmete schwer. »Ich habe es gewußt!« flüsterte sie. »Ich habe es gewußt.«

Ich hob die Schultern. »Es bleibt trotzdem bei Ihrem Vorschlag. Wir werden zu Ihnen fahren.«

»Der Wagen steht beim Schreiner.« Suko sagte es besorgt. »Es könnte zu einem Spießrutenlaufen für uns werden. Ich hoffe nicht, daß man Gewalt gegen uns einsetzt.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Wahrscheinlich wissen sie jetzt Bescheid, wer wir sind. Wir gehörten nicht zu ihnen, das dürfen Sie nicht vergessen. Wir stehen auf der anderen Seite.«

»Aber wir haben ihnen nichts getan.« Sie räusperte sich. »Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, daß sie mir etwas antun werden. Ich bin hier aufgewachsen.«

»Das könnte nicht mehr zählen.«

Ich schlug vor, einen Bogen zu schlagen, um die Schreinerei von der Rückseite her zu erreichen. Das hätte uns wiederum Zeit gekostet, außerdem hatte sich Veronique entschlossen, den Ort zu durchqueren. Sie wollte es einfach wissen.

Ein Mann überquerte die Hauptstraße. Es wirkte grotesk, denn er spielte auf einer alten Gitarre. In einem unregelmäßigen Rhythmus zupfte er die Saiten und lauschte den Klängen nach, die in der klaren Luft weit zu hören waren. Als er die andere Straßenseite erreicht hatte, warf er die Gitarre in den Schnee.

Wir gingen an ihm vorbei. Er schaute uns aus seinen wäßrigen Augen an. Der Mund verschwand innerhalb eines grauen Bartgestrüpps. Als wir ihn passiert hatten, sagte er nur ein Wort:

»Leroque!«

Ich drehte mich um.

Er ging bereits weiter und verschwand durch eine schmale Haustür. Das eine Wort nur hatte wie eine Initialzündung gewirkt. Nicht allein von uns war es verstanden worden, auch andere Menschen hatten das Wort verstanden, und sie gaben es weiter.

Eine zweite Person sprach den Namen aus, diesmal etwas lauter.

Eine dritte Stimme kam hinzu, dann eine vierte, fünfte und so weiter. Innerhalb kürzester Zeit war es ein Ruf, der durch den Ort hallte und auch über den Dächern der Häuser schwebte.

Sie sangen und sprachen es in einem bestimmten Rhythmus. So hörten wir immer nur das eine.

»Le… roque – Leroque – Leroque …«

Es war für Außenstehende nur schwer zu ertragen. Suko und mich ließ es verhältnismäßig kalt, im Gegensatz zu unserer Begleiterin, die nicht mehr hinhören konnte, sehr bald den Kopf schüttelte und sich die Ohren zuhielt. Ihr Gesicht verzerrte sich dabei. Gegen die dumpfen Rufe schrie sie an und erklärte uns, daß sie das Wort einfach nicht mehr hören könne. »Es macht mich wahnsinnig!«

»Kommen Sie, Veronique. Sie dürfen jetzt nicht durchdrehen. Sie müssen die Nerven behalten. Wir haben es gleich geschafft. Es sind nur mehr ein paar Schritte.«

Ich hatte sie untergefaßt und schleifte sie praktisch mit. Suko war bereits vorgelaufen. Wir aber passierten noch die Menschen vor den Häusern, deren Münder immer wieder dieses eine verdammte Wort riefen.

Dabei sahen sie aus wie Marionetten, denen es gestattet war, nur ausschließlich dieses eine Wort zu rufen. In den Gesichtern zeichneten sich dabei keine Gefühle ab. Sie blieben so ausdruckslos, aber die Lippen bewegten sich weiter.

Keiner griff uns an. Doch jeder schaute sehr genau hin, wenn wir an ihm vorbeischritten.

Und immer diese verdammten Rufe. Sie wollten es provozieren, sie wollten, daß der Teufelsbote erschien. Von ihnen, nur von ihnen wurde er gerufen, damit er seinen verfluchten Blutbrunnen wieder füllen konnte.

Veroniques Gesicht war verzerrt. Sie atmete heftig und schüttelte sich hin und wieder.

Vor der Schreinerei standen sie zu viert. Drei Frauen und ein Mann. Auch sie intonierten immer nur dieses eine Wort, wobei ihre Gesichter zu bösen Masken geworden waren.

Sie starrten uns an, hielten die Oberkörper leicht vorgebeugt, und vor ihren Lippen dampfte der Atem.

»Steigen Sie ein!« Ich öffnete ihr die hintere Tür.

So schnell wie möglich verschwand sie im Wagen und hämmerte die Tür hart zu.

Auch ich war froh darüber, die Rufe nicht mehr so laut zu hören und atmete tief aus.

Suko hatte den Motor bereits angelassen. Ich schnallte mich fest und nickte nach vorn.

Auf dem Rücksitz bewegte sich die Witwe. Sie schaute durch Lücken in den Scheiben, wo das Eis durch die voll eingeschaltete Heizung allmählich anfing zu tauen.

»Das ist verrückt, John. Das ist einfach nicht wahr. So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich kenne jeden aus dem Dorf. Es sind nette, friedliche, normale Menschen mit all ihren Schwächen und Fehlern.

Was jetzt jedoch vorgefallen ist…«

Sie brach ab und schüttelte den Kopf, während wir an der Vierergruppe vorbeirollten. Ihre Rufe waren kaum mehr zu hören. Nur die Münder klappten auf und wieder zu, was so irreal aussah.

»Dabei haben wir ihn nicht einmal gesehen«, sagte Veronique. »Sie rufen ihn nur, aber er selbst ist noch nicht erschienen. Oder denken Sie da anders?«

»Ein wenig schon«, gab ich zu. »Der Teufelsbote ist bereits da. Wenigstens für die Menschen hier. Sie müssen ihn gesehen haben. Wahrscheinlich hat er sich zurückgezogen und wartet auf einen bestimmten Zeitpunkt, um sich zu zeigen.«

»Denken Sie da an die Nacht?«

»Zum Beispiel.«

»John, vergiß nicht, daß ich in der Kirche den Schatten sah. Das muß er gewesen sein.«

Ich widersprach Suko nicht, aber unser Schützling konnte es sich nicht vorstellen. Veronique suchte nach einer Erklärung. Sie setzte dabei ihr normales Wissen und Denken ein.

»Die Hölle kann man nicht begreifen«, versuchte ich ihr klarzumachen. »Da müssen Sie Ihr normales Denken völlig ausschalten.«

»Tun Sie das auch?«

»Oft genug.«

»Und dann?«

»Nichts, Veronique, gar nichts. Wir belassen es dabei und konzentrieren uns nur auf den Fall. Wir haben uns den Gesetzen der anderen Seite angepaßt. Es ist die Voraussetzung dafür, um sie bekämpfen zu können. Wenn Sie das so sehen, kommen Sie besser damit klar.«

Ich hatte mich auf dem Sitz gedreht und sah, daß Veronique nickte. Überzeugt sah es nicht aus, was ich ihr nicht verübeln konnte.

»Wir werden es schon schaffen, keine Sorge.«

»Mal sehen.«

Suko hatte die Hauptstraße erreicht. Er lenkte den Wagen nach rechts, als die Frau das entsprechende Zeichen gab. »Sie müssen bis zur Tankstelle fahren. Dahinter dann wieder rechts ab und auf den dunklen Waldsaum zu.«

»Mache ich glatt.«

Unter den Reifen knirschte der Schnee. Diese Geräusche aber wurden von den lauten Rufen übertönt. Noch immer waren sie dabei, ihren Herrn und Meister zu bitten.

Wo versteckte er sich?

Die ersten Schatten des allmählich auslaufenden Nachmittags drängten in den Ort. Die Sonne war noch schwächer geworden. Sie

zeichnete den Himmel im Westen in einem etwas violett schimmernden Rot nach und hatte sich noch über die Grenze der Dämmerung erhoben.

Suko hatte den Schatten an den Kirchenfenstern vorbeihuschen sehen. Wir rechneten damit, daß er sich auch hier zeigen würde, aber er hielt sich sehr zurück.

Zum Glück drehte niemand durch und wollte unseren Wagen angreifen. Wir konnten passieren, aber es wurden bereits die ersten Fäuste gegen uns geschwungen.

»Die stehen nicht mehr auf unserer Seite«, flüsterte Veronique.

»Das kann eine schlimme Nacht werden.«

»Sie brauchen nicht mit zum Brunnen zu gehen. Es ist sogar besser, wenn Sie im Haus bleiben.«

»Das Haus ist groß«, flüsterte sie. »Können Sie sich vorstellen, daß es mir Angst einjagt?«

»Sie wohnen allein darin, nicht?«

»Ja.«

»Ich überlasse es Ihnen. Denken Sie aber daran, daß es dem Teufelsboten um den Brunnen geht. Allein der verdammte Blutbrunnen ist wichtig für ihn. Er will ihn füllen, und ich kann mir vorstellen, daß er die Bewohner dorthin lockt. Er wird viele von ihnen umbringen müssen, um den Brunnen zu füllen. Das wollen wir verhindern.«

»Hoffentlich.«

Die Tankstelle wirkte wie zugefroren. Von den Reklameschildern hingen lange Eiszapfen herab. In der Tat führte ein schmaler, tief verschneiter Weg von der Tankstelle aus in das Gelände hinein, und es war auch die Strecke, die uns zu unserem ersten Ziel brachte, dem geheimnisvollen Blutbrunnen.

Bis zum dunklen Rand des schmalen Waldstreifens brauchten wir nicht zu fahren. Aber wir kamen auch mit dem Wagen nicht bis direkt an den Brunnen heran, weil ein vereister Buschgürtel uns die Weiterfahrt versperrte.

»Es sind wirklich nur mehr ein paar Schritte«, erklärte Veronique, als sie die Tür öffnete und in die Kälte kletterte.

»Gut.«

Sie blieb an meiner Seite, Suko stampfte hinter uns durch den Schnee, der an dieser Stelle noch nicht festgetrampelt war. Wir versanken bis zu den Schienbeinen.

Die Frau fand die Lücke sehr schnell, durch die wir uns zwängen mußten. Sie berichtete noch, daß hier in früherer Zeit ein Pavillon gestanden hatte, der den Brunnen schützte. »Dort haben die beiden dann gegeneinander gekämpft.«

Als sie dieses Thema anschnitt, überrieselte es mich kalt. Es war

schon seltsam, den Platz zu besichtigen, wo der Mann gekämpft hatte, der einmal Besitzer des Kreuzes gewesen war, das ich nun trug.

Dieser Mann war in mir wiedergeboren.

Endlich standen wir vor dem Blutbrunnen. Von Blut war nichts zu sehen. Er bestand aus einem Auffangbecken mit drei runden Steinen von unterschiedlichen Durchmessern darüber. Aus dem letzten Stein ragte ein Dreieck hervor, das sich aus mehreren Steinkugeln zusammensetzte, die so geschichtet waren, um die Figur bilden zu können.

Ich ließ Veronique und Suko stehen, um den Brunnen zu umrunden. Mein Blick tastete sich durch das Auffangbecken. Es war ebenso verschneit wie der Rest des Brunnens. An den Rändern der runden Mühlsteine klebten dicke Eiszapfen.

Nichts Außergewöhnliches zeichnete den Brunnen aus. Ich legte mein Kreuz auf einen Stein und erlebte keine Reaktion. Es war kaum vorstellbar, daß der Brunnen einmal durch Menschenblut zu einem schaurigen »Leben« erweckt werden könnte.

Ich schaute Suko und Veronique an, die auf der gegenüber liegenden Seite standen. »Nichts«, sagte ich leise. »Keine Reaktion durch mein Kreuz.«

»Meinst du, daß wir uns geirrt haben könnten.«

»Nein, nein!« rief die Frau und wehrte mit beiden Händen ab.

»Das ist kein Irrtum.« Sie breitete die Arme aus, als wollte sie den Brunnen umfassen. »Ich sage Ihnen, daß er ihn wieder zum Leben erwecken wird. Es ist nur noch nicht seine Zeit.«

»Die werden wir hier auch nicht abwarten!« entschied ich. Als ich zum Wagen kam, saßen Suko und Veronique bereits in ihm. Die Frau schaute zurück zum Brunnen.

»Er sieht so harmlos aus«, flüsterte sie. »Aber in ihm wohnt das Böse, der Teufel…«

Ich enthielt mich eines Kommentars. Ein bedrückendes Gefühl aber blieb bei mir zurück, denn ich dachte auch an die Bewohner von Coray, die wegen dieses Teufelsdieners ihr Blut verlieren sollten.

Hoffentlich konnten wir das verhindern…

***

Veronique Blanchard schaute den beiden Männern nach, als sie ihr Haus verließen. Trotz der Kälte stand sie in der offenen Tür, und sie wünschte sich, daß sie es schaffen würden. Es war dabei geblieben, sie wartete so lange in ihrem Haus, obwohl sich die junge Witwe dabei nicht wohl fühlte, aber es war das kleinere der beiden Übels gewesen, und sie hoffte, daß sich der Teufelsbote nur auf die Menschen konzentrierte, die ihn gerufen hatten.

Andererseits konnte sie sich darauf nicht verlassen, denn auch sie

zählte zu den Bewohnern von Coray, und deshalb saß die Angst wie Leim in ihrem Magen und klumpte sich dort fest.

Erst als die Rücklichter kaum noch zu erkennen waren, schloß sie die Tür. Allein schritt sie durch die große Halle. In allen Räumen hatte sie das Licht eingeschaltet, weil sie sich einfach vor der Dunkelheit fürchtete.

Sie blieb neben dem Kamin stehen und schaute in die Flammen.

Holz war genug vorhanden. Sie warf einige Scheite nach und ging zur Hausbar, wo zahlreiche Getränke standen. Die Frau entschied sich für einen alten Cognac. Sie trank ihn langsam. Er rann die Kehle hinab in den Magen, wärmte ihn durch, aber den Klumpen der Furcht konnte er nicht auflösen.

Allein in einem großen Haus.

Veronique gehörte nicht zu den Menschen, die sich schnell fürchteten. Nach dem Tod ihres Mannes war es für einige Monate schlimm gewesen, dann hatte sie sich allmählich daran gewöhnt, daß sie nicht mehr seine Stimme, seine Schritte und sein Lachen hörte. Aber richtig wohl hatte sie sich danach nicht mehr gefühlt.

Deshalb war sie auch oft weg gewesen, hatte Reisen unternommen, andere Städte und Länder gesehen, getrieben von einer Unrast und von der Sucht nach ein wenig Glück.

Andere Männer waren ihr begegnet, flüchtige Bekanntschaften, mehr nicht. Nie aber hatte es Veronique bis zum letzten kommen lassen. Die Erinnerung an Romain war einfach noch zu stark.

Sie gönnte sich noch einen zweiten Schluck. Mit dem Glas in der Hand ging sie bis zur breiten Treppe, die in einem weiten Linksbogen in die Höhe führte.

Sie schaute die Stufen hoch, auf denen sich das Licht der Deckenlampen spiegelte. Alles wirkte so sauber, so perfekt. Plötzlich haßte sie diese Glätte und ging mit fast fluchtartigen Schritten dorthin, wo sich die Tür des Arbeitszimmers befand.

Es hatte ihrem Mann gehört, und sie hatte alles so gelassen, wie es gewesen war.

Das hatte auch nicht geputzt werden dürfen, es sollte eine Erinnerung an Romain bleiben. Bisher hatte sie es nicht betreten. Es war abgeschlossen, aber der Schlüssel steckte von außen. Ihre Hand lag bereits auf der Klinke, dann traute sie sich doch nicht, die Tür zu öffnen.

Nein, nicht an diesem Abend. Wenn sie in das Zimmer ging, würden sich die schweren Erinnerungen noch steigern und möglicherweise zu Depressionen werden.

Ein anderes Mal. Morgen oder übermorgen…

Sie ging wieder zurück. Es lagen nicht überall Teppiche. Auf den Bohlen des Holzbodens waren ihre Schritte sehr deutlich zu hören.

In der Halle des Hauses standen die alten, schweren Möbel. Dunkle Gegenstände, überdeckt mit einer Patina der letzten Jahrhunderte.

Die Möbel waren wertvoll, aber auch dunkel, so daß sie manchmal aussahen wie ihre eigenen Schatten.

Sollte sich Veronique entschließen zu bleiben, dann wollte sie die Möbel verkaufen und sich völlig anders einrichten. Hell und luftig, kleine Stücke, manche auch etwas verrückt. Für sie war das dann wie das Abstreifen einer zweiten Haut.

Der Weg führte sie zum Fenster. Sie mußte einfach dorthin gehen und kam sich vor wie an einem Magnet hängend. Die Vorhänge klafften noch auseinander. Zwischen ihnen sah die Scheibe dunkel aus. Die großen Außenleuchten an den Hauswänden waren nicht mehr funktionstüchtig. Wahrscheinlich hatte sie die Kälte außer Gefecht gesetzt.

Veronique sah die breite Treppe, die nicht einmal viele Stufen besaß. Auf ihnen lag der Schnee wie dunkle Buckel. Weiter hinten hatte die weiße Pracht in der Dunkelheit einen bläulichen Schimmer bekommen. Sie sah aus wie ein ruhiges, erstarrtes Meer.

Die Frau drehte sich um. Sie wollte nicht mehr nach draußen schauen. Wenn sie zu lange hinsah, überkam sie der Eindruck, als würde sich das nicht weit entfernt wachsende Buschwerk tänzelnd bewegen.

Allein im Haus!

Wieder überkam sie dieser Gedanke. Die Tatsache hätte ihr vor einer Woche kaum etwas ausgemacht. Jetzt sah sie dies mit völlig anderen Augen. Die Furcht war zu ihrem zweiten Begleiter geworden.

Sie hockte in ihr, sie klammerte sich fest. Dabei wußte sie nicht einmal genau, wovor sie sich fürchten sollte.

Sie ging wieder zurück. Der Kamin gab seine Wärme ab. Veronique hielt die Hände gegen die Flammen, deren Hitze ihre innere Kälte nicht vertreiben konnte.

Es war einfach nicht mehr so wie sonst. Da konnte sie sich drehen und wenden, für sie und auch für alle anderen Bewohner von Coray war eine neue Zeit angebrochen. Die Zeit des Schreckens, vielleicht auch die Zeit des Umdenkens. Sie wußte es nicht genau. Ihre innere Unruhe wuchs.

Der alte Ledersessel lud zum bequemen Sitzen ein. Sie tat es auch und streckte die Beine aus.

Von diesem Platz aus konnte sie die Halle gut überblicken. Auch richtete sich ihr Blick gegen die Decke, wo ein prächtiger Kronleuchter seine Arme ausbreitete.

Sie liebte dieses herrliche, warme Licht, an diesem Tag aber erschien es ihr kalt und abweisend.

Dann war da noch der Schatten!

Zuerst hatte Veronique ihn kaum wahrgenommen. Erst als sich das Licht über ihrem Kopf noch weiter verdüsterte, wurde sie aufmerksam, schaute starr hoch – und saß plötzlich stocksteif.

Dieser Schatten war nicht normal. Zudem hielt er sich auch nicht nur nahe der Lampe auf, er war dabei, durch den Raum zu wandern und huschte an der Decke ebenso entlang wie über die Wände.

Einen natürlichen Grund für den Schatten gab es nicht. Er war auf einmal da und schien aus dem Boden oder tief aus der Erde gestiegen zu sein. Veronique dachte an den Bericht des Inspektors. Auch er hatte in der Kirche den Schatten gesehen. Das war Leroques Vorbote!

Zum Brunnen mitfahren oder im Haus bleiben? Sie hatte sich für das Haus entschieden, und das war genau das Falsche gewesen.

Jetzt war sie allein und hilflos.

Hilflos war genau der richtige Ausdruck. Etwas anderes fiel ihr nicht dazu ein, denn es war niemand in der Nähe, der sie hätte unterstützen können.

Allein mit dem Schatten – allein mit Leroque. Schlimmer konnte es nicht kommen. Was sollte sie tun?

Aufstehen und weglaufen? Hinein in die Kälte und den Weg zum Brunnen einschlagen?

Es war ihre einzige Chance.

Sie schaute an sich herab. Für dieses Wetter war sie mit ihrem Hosenrock und dem Pullover viel zu dünn angezogen. Sie mußte noch den Mantel holen.

Hoffentlich ließ man ihre die Zeit…

Obwohl Veronique es eilig hatte, stemmte sie sich sehr gemächlich aus dem Sessel. Sie bewegte dabei ihren Kopf, schaute immer wieder gegen die Wände und die Decke, ohne den Schatten allerdings ein zweites Mal zu sehen. War er verschwunden?

Sie unterdrückte die Hoffnung und lief in einen schmalen Flur hinein, wo sich auch die Garderobe befand.

Auch dort brannte Licht, und es lauerte ihr keiner auf. Plötzlich reagierte sie hektisch und riß den Aufhänger mit ab, als sie den Mantel von der Garderobe nahm.

Sie warf ihn über die Schulter. Bei dieser Bewegung hörte sie das Klingeln der Schlüssel in der rechten Manteltasche. Das Geräusch gab ihr irgendwie Vertrauen.

Mit langen und schnellen Schritten wollte sie durch die Halle hetzen, um die Tür zu erreichen, aber wie vor eine Wand gerannt, blieb sie stehen.

Rechts von ihr hatte sich etwas verändert. Es war eine Tür, die offenstand.

Die Tür zum Zimmer ihres verstorbenen Mannes!

***

Veronique Blanchard konnte sich nicht mehr bewegen. Der Schreck und der Schock hatten sie gelähmt. Gleichzeitig überkam sie der Eindruck, vor dem Tor zum Jenseits zu stehen, aus dem sich bald eine knöcherne, bleiche Klaue strecken würde, um sie in diese unheimliche Totenwelt hineinzuziehen.

Es war schlimm…

Die junge Frau wußte nicht, was sie tun sollte. Sie stand einfach da und schaute gegen die Tür. Zur Hälfte stand sie offen, aber sie bewegte sich jetzt weiter, weil sie von innen den nötigen Druck bekommen hatte. Schon immer hatte die Tür gequietscht. Es hatte Veronique auch nichts ausgemacht, sie wußte dann stets, daß Romain sein Zimmer verlassen wollte. Jetzt aber flößte ihr dieses Quietschen eine schlimme Angst ein, die wie ein Messer durch ihr Herz schnitt.

Die Halle war erleuchtet, das Zimmer ihres verstorbenen Mannes lag im Dunkeln.

Sie hatte die Tür nicht aufgeschlossen. Trotzdem war sie offen, wobei der Schlüssel noch von außen steckte.

Das schaffte nur eine Gestalt wie Leroque…

Das Licht aus der Halle drang mit seinem Schein über die Türschwelle hinweg, verlor sich aber bald in der schattigen Dunkelheit.

Zudem drang aus dem Raum ein Geruch hervor, den sie nicht mochte. Es roch nach Staub und altem Holz.

Als die Tür beinahe bis zum Anschlag aufgestoßen war, kam sie zur Ruhe. Die Stille zerrte an ihren Nerven, sie atmete heftig und war mittlerweile zu einem Entschluß gekommen.

Sie wollte doch weg. Wenn sie schnell genug lief, konnte sie es vielleicht schaffen.

Dazu kam es nicht mehr.

Eine knarrende, unheimlich klingende Stimme drang aus dem Zimmer. »Ich grüße dich, Veronique. Warum bist du nicht auf dem Weg zum Brunnen? Alle anderen aus dem Dorf gehen hin, aber du halst dich versteckt. Das will ich nicht, denn du bist sehr wichtig für mich. Du hast Vergangenheit, du sollst die erste sein…«

»Nein!« ächzte sie. »Nein, das will ich nicht. Wer bist du, zum Teufel? Wer…?«

»Frag nicht so. Du hast von mir gehört. Die Menschen haben mich gerufen. Ich bin es. Ich bin Leroque, und ich bin damals nicht vernichtet worden, wie es dieser de Valois gern gehabt hätte. Ich werde auch den nächsten Kampf überleben, denn ich habe mir vorgenommen, den Blutbrunnen wieder sprudeln zu lassen.«

Veronique hatte den Sprecher noch immer nicht zu Gesicht bekommen, nur seine dumpfe Grabesstimme gehört. Sie erfüllte die Halle wie ein Echo aus der Totenwelt.

Konnte ein Schatten reden?
Bestimmt nicht. Vielleicht war er auch kein Schatten mehr. Niemand hatte ihn gesehen. In den alten Überlieferungen stand auch keine genaue Beschreibung zu lesen. Die Menschen mußten sich schon auf ihre Phantasie verlassen.
Es bestand noch eine Chance…
Plötzlich kam sie sich vor, als wäre in ihrem Innern etwas zerrissen. Veronique wollte nicht mehr bleiben und zuhören. Einfach nur weglaufen, die Tür erreichen.
Sie tat es.
Es war ein Hetzen, ein Fliegen, eine Flucht vor sich selbst und dem Grauen im anderen Zimmer. Die Strecke kam ihr doppelt so weit vor, und sie hatte das Gefühl, durch eine fremde Umgebung zu rennen.
Die Tür – und der Schatten!
Wie ein großes, zackiges, dunkles Irrlicht tanzte er über das Rechteck hinweg.
Die Frau wußte, daß sie keine Chance mehr hatte. Sie rannte trotzdem weiter, aber hinein in eine Kälte, die anders war als diejenige, die das Haus umgab.
Der Schatten strahlte sie ab, und der Schatten war es auch, der sie zurücktrieb. Automatisch setzte sie ihre Füße.
Sie bekam kaum mit, daß sie dabei einen leichten Stuhl umwarf.
Für sie war allein der Schatten wichtig, der ihr langsam nachkam.
Und dann hörte sie die Stimme.
Sie war so dumpf und grauenvoll. Sie klang abermals unheimlich und erinnerte an ein Röhren aus der Hölle. Veroniques Rücken vereiste, als sie die Worte hörte.
»Nein, du kannst mir nicht entkommen. Du gehörst zu den Bewohnern von Coray, wo jeder Mensch sein Opfer für meinen neu erweckten Blutbrunnen geben wird.«
Ihr Körper wurde nicht in der Mitte geteilt, obwohl sich das harte Stechen so anfühlte, als wäre eine fremde Kraft dabei, ihn in zwei Teile zu reißen.
Sie drehte sich wie unter Zwang und veränderte dabei auch nicht ihre Haltung.
Vor ihr stand Leroque. Nicht mehr als Schatten, sondern als Gestalt! Und sie sah so aus, wie man sich den Schrecken an sich ausmalte. Der Körper war umhüllt von einer dunkelbraun bis schwarz schimmernden Kutte, deren Kapuze in die Höhe gezogen war und vom Kopf nur das Gesicht freiließ. Ein Gesicht mit einer etwas dunklen Haut, als hätte die Gestalt zu lange in der Sonne gelegen.
Ein ebenfalls dunkler Bart umwuchs den Mund und verbarg auch das Kinn.
Die Augen sahen aus wie durch Asche gefärbtes Eis. So dunkel, so

kalt, ohne Leben.
Die Gestalt strömte etwas aus, das nichts Menschliches mehr an sich hatte. Es war das Böse, und es mußte aus der tiefsten Hölle emporgestiegen sein.
Seine Hand war stahlhart, als sie an ihrer Kehle entlangfuhr. Und plötzlich sah sie das Messer. Leroque hatte es mit der anderen Hand unter der Kutte hergeholt.
Es war ein spitzes Dreieck, und es sah aus, als bestünde es aus einem glasähnlichen Material, keinesfalls jedoch aus Stahl.
Sie schloß die Augen. Deshalb sah sie nicht, wie Leroque den Arm hob, ihn anwinkelte und mit der Waffe über die dünne Haut am Hals der Frau entlangstrich.
Veronique merkte die Berührung, sie fror plötzlich ein, dann schallte ihr das Lachen entgegen, und einen Moment später verlor sie den Boden unter ihren Füßen, als der andere sie anhob, sich mit ihr zusammen drehte und die Gestalt dann über seine Schulter schleuderte.
Er öffnete die Tür.
Wind peitschte gegen ihn und die Frau. Es war eiskalt, aber nicht so kalt wie die Kälte in ihrem Innern. Dafür war die Angst vor dem Tod verantwortlich…

***

Sie hatten das Dorf verlassen, waren in einer langen Menschenkette zum Brunnen gegangen, um ihre Vorbereitungen zu treffen, die völlig normal wirkten, denn sie entzündeten Fackeln und bauten mit ihnen einen großen Kreis.
Eine runde Insel aus Feuer in der stockdunklen Nacht. Das Licht wallte, es bewegte sich in bestimmten Rhythmen, weil es den heranwehenden Windstößen einfach gehorchen mußte. Manchmal legten sich die Flammen auch flach, dann zauberten sie lange Schatten auf den schneebedeckten Boden, die dort bizarre Tänze aufführten, als wäre ein Dirigent im Hintergrund dabei, sie zu begleiten.
Es war eine Welt für sich geworden. Obwohl sich die Hauptperson noch nicht in ihrer Nähe befand, spürte ein jeder die andere, die unheimliche Atmosphäre, die von dieser Stelle ausging.
Die Menschen taten nichts. Sie hatten sich zwischen die einzelnen Fackeln gedrängt, warteten und drehten ihre Gesichter dem Brunnen zu, über den ebenfalls der flackernde Widerschein floß und das Spiel aus rotgelbem Licht und Dunkelheit noch stärker anheizte.
Der Brunnen war das Zentrum. Er würde wieder anfangen zu sprudeln, wenn das Blut der Menschen ihn speiste.
Noch lag er still da und vereist. Der Schnee klebte an ihm, aber die Wärme sorgte dafür, daß die ersten Kristalle tauten und einige

Flächen in Bewegungen gerieten. Sie veränderten sich und rannen als »dickes« Wasser am Gestein nach unten. Dabei bildeten sie hin und wieder fratzenhafte Figuren, die zu der Umgebung paßten.

Die Menschen schwiegen. Ein jeder wußte, worauf es ankam. Sie hatten seinen bösen Geist gespürt, sie hatten seinen Schatten gesehen und waren sicher, daß er in den nächsten Minuten erscheinen würde.

Bis auf die Kinder fehlte niemand.

Aber es gab eine Ausnahme.

Veronique Blanchard, die zwar nicht direkt im Ort wohnte, die aber zu ihnen gehörte.

Um sie wollte sich Leroque persönlich kümmern. Ein jeder wartete darauf, daß ihr Blut den Anfang machte…

***

Wir hatten uns ziemlich weit zurückgezogen und den BMW an einer günstigen Stelle versteckt. Er stand jetzt in einer kleinen Mulde. Als Sichtschutz dienten die gefrorenen Zweige des am Muldenrand wachsenden Buschwerks.

Es war noch kälter geworden. Das lag auch am Wind, der aus Westen kam und aufgefrischt war. Er brachte diese verdammte Kälte mit, die uns fast die Ohren abbiß.

Manchmal hörten wir ihn auch. Mehr ein leises, geheimnisvolles Jaulen, das uns umwehte. Der Wind schien aus zahlreichen Händen zu bestehen, die den Schnee als kleine Pulverwolken hochstäubten und gegen unsere Gesichter bliesen.

Wir kletterten aus der Mulde und hinterließen in diesem noch weichen Schnee tiefe Fußabdrücke.

Die Gegend besaß wenig Deckungsmöglichkeiten. Leicht geduckt bewegten wir uns über die weiße Pracht hinweg, die einen Vorteil besaß.

Der Schnee konnte als eine Lichtquelle angesehen werden. Er gab der gesamten Umgebung einen bläulichen Schein, in den sich auch noch eine graue und helle Farbe hineinmischten.

Wenn Buschwerk hochwuchs, dann warf es gleichzeitig Schatten auf die Schneedecke.

Dieses ungewöhnliche Verhältnis aus Hell und Dunkel gab uns die Chance einer guten Sicht.

So entdeckten wir die Schlange der Menschen, noch bevor wir sie hörten.

Wir gruben uns zwar nicht in den Schnee ein, blieben aber geduckt, weil wir nicht unbedingt gesehen werden wollten. Wir wußten ja, wohin die Menschen wollten, es gab nur ein Ziel.

In etwa fünfzig Metern Entfernung zogen sie an uns vorbei.

Schweigend, mit gesenkten Köpfen. Es brannte auch kein Licht.

Weder Fackeln noch Taschenlampen erhellten die Nacht.
»Die kennen sich aus!« flüsterte Suko.
»Wer sonst wohl?«
»Stimmt.«
Erst als uns die letzten passiert hatten, krochen wir aus unserer Deckung hoch.
»Okay, dann wollen wir mal.«
Mein Freund ging voran. Es war nicht weit bis zum Brunnen. Wir erkannten, daß die Bewohner aus Coray einen Kreis bildeten und sich ungewöhnlich hektisch bewegten, als sie mit bestimmten Bewegungen ihre Arme nach unten rammten.
Es dauerte nicht lange, bis wir entdeckten, was sie getan hatten.
Fackeln erhellten den Kreis, der in der Finsternis wie eine schaurige Insel wirkte.
»Ein Ritual«, flüsterte Suko. »Ich habe es mir gedacht. Eine andere Frage, John. Hast du Leroque gesehen?«
»Nein.«
»Ich auch nicht. Dann kommt er noch.«
»Vorsicht, Alter. Denk daran, daß du ihn nicht kennst. Er kann sich zwischen den anderen verborgen haben.«
»Daran glaube ich nicht. Dann würden sie schon längst zur Sache gekommen sein. Die sehen mir ganz so aus, als warteten sie auf ihren komischen Oberguru.«
Ich rieb meine Hände. Trotz der Handschuhe drang die Kälte durch bis auf die Haut.
»Packen wir's?«
»Und ob.«
Suko war ebenso heiß darauf wie ich, diesem verfluchten Teufelsboten die Rechnung präsentieren zu können. Die Zeit des Schreckens sollte nicht wieder beginnen.
Wir blieben zusammen. Sollte sich etwas tun, konnten wir uns noch immer trennen.
Wachen hatten sie keine aufgestellt. Wenn wir vorsichtig genug waren, kamen wir sehr dicht an die Rücken der Menschen heran und konnten durch die Lücken zum Brunnen hinschauen, der noch stark vereist war und in tiefem Schweigen lag.
Lautlos konnten wir uns leider nicht bewegen. Immer wieder rieselte der Schnee unter den Sohlen, oder er knirschte pappig zusammen.
Die Geräusche trugen ziemlich weit, aber wir waren noch nicht gehört worden.
Keiner drehte sich um. Die Männer und Frauen starrten auf den starr daliegenden Brunnen.
Suko stieß mich an. Wir stoppten beide. Er winkte, ich brachte mein Ohr dicht an seine Lippen. Zusammen hockten wir im Schnee, als ich

sein Flüstern hörte.
»Wie wäre es, wenn wir uns auf den Brunnen stellen.«
»Und dann?«
Er hatte gehört, daß ich nicht begeistert war. »Dann meinetwegen einer von uns. Der andere kann als Rückendeckung dienen.«
»Und wer geht?«
»Losen wir?«
»Hör auf.«
»Ich«, sagte Suko, »denn ich habe auch den Vorschlag gemacht. Einverstanden?«
»Im Prinzip schon. Nur glaube ich kaum, daß sie dich durchlassen werden. Du bist ein Fremder, du gehörst nicht zu ihnen.«
»Vielleicht will ich das.«
»Was?«
Suko grinste. »Unruhe hineinbringen. Die Reigen da ein wenig auflockern.«
Ich bewegte den Kopf. So ganz war ich damit nicht einverstanden.
Aber Suko verstreute meine Bedenken.
Er schlug mir auf die Schulter und schlich davon. Ich rief auch nichts mehr hinter ihm her, es hatte keinen Sinn. Ich mußte Suko allein ziehen lassen.
Sein Gang hatte etwas Entenartiges. Bei jedem Schritt mußte er ein Bein zuvor aus dem dicken Schnee ziehen, bevor er das andere hineinstemmte. Zum Glück änderte er die Richtung und bewegte sich dort weiter, wo die Ankömmlinge den Schnee bereits flacher getreten hatten.
Suko war vorsichtig. Er wollte nicht zu früh entdeckt werden und suchte nach einer Lücke, durch die er sich drücken konnte. Er hatte vor, sich auf den Brunnen zu stellen, um von dort aus seine Überraschung wirken zu lassen.
Noch hatte sich nichts verändert. Weiterhin flackerte das Licht sehr unruhig. Aber der Wind reichte bei weitem nicht aus, um die Fackeln zu löschen. Zwar spielte er mit ihnen, sie aber leuchteten weiter und strichen auch sehr dicht an seiner Kleidung entlang. Ein Wunder, daß noch kein Mantel in Brand stand.
Es sah nicht gut für Suko aus. Er suchte und fand keine Lücke.
Deshalb schlug er einen Bogen, um es an der anderen Seite zu versuchen. Und da hatte er mehr Glück.
An einer bestimmten Stelle standen ein Mann und eine Frau. Die Frau höher als der Mann, sie hatte ihre Platz auf einem kleinen Buckel gefunden. Zwischen den beiden brannte eine Fackel, aber die Lücke reichte aus, um Suko hindurchzulassen.
Er duckte sich noch tiefer und blieb stehen, als er die beiden Menschen mit der ausgestreckten Hand berühren konnte.

Nichts hatten sie bemerkt. Im unruhigen Licht sahen ihre Gestalten aus, als wollten sie tanzen.

Suko wagte es.

So schnell, wie es der Schnee zuließ, bewegte er sich. Er spürte den heißen Hauch des Feuers über seinen Kopf hinwegstreichen, stieß den Mann noch mit der Schulter zur Seite und war endlich durch.

Die Strecke bis zum Brunnen legte er mit drei weiteren Schritten zurück. Er sah, daß er vereist war, auch wenn an einigen Stellen der Schnee zusammenfloß.

Auf dem Rand des Auffangbeckens blieb er stehen. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel, als er gegen die Männer und Frauen schaute, die einfach zu überrascht waren, um etwas gegen ihn zu unternehmen.

Nur aus dem Hintergrund hörte er eine Stimme. »Du bist nicht Leroque. Nein, du bist ein Fremder!«

»Sehr richtig!« rief Suko und hoffte, daß er laut genug sprach, um auch von John Sinclair gehört zu werden. »Ich bin ein Fremder, und ich bin gekommen, um euch alle vor einem Schicksal zu bewahren, das nur mit dem Tod enden kann. Geht weg, geht nach Hause! Hier könnt ihr nichts erreichen, nur sterben!«

Er glaubte selbst nicht daran, daß seine Worte fruchteten, aber er wollte es wenigstens versucht haben.

Sie schauten ihn nur an. Sie sagten nichts, ließen nur ihre Blicke sprechen. Und Suko stellte mit Bedauern fest, daß er gegen diese Menschen nichts ausrichten konnte.

Sie waren lange genug vorbereitet worden und voll und ganz auf den Teufelsboten fixiert.

»Was ist?« rief der Inspektor. »Warum steht ihr noch hier? Wollt ihr euch freiwillig opfern?«

»Er wird dich töten!«

»Nein, das wird er nicht! Hört zu, ich werde…«

Suko sah den Schatten zu spät. Er hatte zudem in den Fackelschein schauen müssen und der blendete ihn. Der Schatten war ein dicker, harter, kantiger Eisklumpen. Derjenige, der ihn geworfen hatte, konnte sehr gut zielen.

Leider auch bei Suko.

Zwar erwischte der Eisbrocken nicht sein Gesicht, er schlug jedoch gegen die Stirn, und vor Sukos Augen zerplatzten zahlreichen Sterne, bevor sie in die Dunkelheit des Alls schossen.

Er selbst konnte sich auf der glatten Fläche nicht halten, hinzu kam die Schwäche, so daß Suko austuschte und rücklings in das Brunnenbecken hineinfiel.

Seinen dumpfen Aufschlag begleiteten die Zuschauer mit heiserem Lachen und schrillen Rufen. Suko hörte die Geräusche zwar, aber sie kamen ihm vor wie durch einen dichten wattigen Nebel gedämpft.

Alles hatte sich verändert, die Welt schien eingepackt worden zu sein. Er wollte sich erheben, das war nicht möglich. Nur ein Zucken rann durch seinen Körper. Und er spürte ebenfalls, daß der Eisklumpen ihm die Stirn aufgerissen hatte. Aus der Wunde quoll Blut, das nicht allein auf seine Stirn begrenzt blieb, daran herunterrann und als Ziel den Boden des Brunnens fand.

Kaum hatten die ersten Tropfen Kontakt bekommen, als Suko das Zischen hörte.

Einen Moment später wallte ein rötlicher Nebel in die Höhe. Die Berührung des Blutes mit dem Brunnenboden war so, als hätte man einen Motor gestartet, um ein bestimmtes Ereignis zu forcieren.

Sukos Blut erfüllte den Brunnen mit seiner alten, grausamen Kraft, die genau richtig für Leroque war.

Bisher hatte ihn noch keiner gesehen, aber er war in der Nähe und hatte mitbekommen, wie die ersten Schwaden in die Höhe stiegen und wie Nebel durch den Lichtschein trieben.

In seinen Augen stand plötzlich ein irrer Glanz. Er senkte den Kopf und schaute gegen das Gesicht seiner Geisel.

»Du hast Glück gehabt!« flüsterte er, »du bist nicht die erste Person, deren Blut den Brunnen tränken wird. Es ist einer vor dir hineingefallen. Einer, der mich stoppen wollte.«

Es dauerte eine Weile, bis Veronique die Worte begriffen hatte.

»Wer ist hineingefallen?«

»Ein Mann mit Schlitzaugen!«

»Suko!« keuchte die Frau.

»Das spielt keine Rolle.« Er lachte. »Jedenfalls werde ich meine Herrschaft antreten können.«

Mit diesen Worten beendete er seine Erklärungen und durchbrach den Kreis seiner Diener…

***

Ich hatte es geahnt und verfluchte mich, weil ich Suko nicht zurückgehalten hatte. Jetzt war alles zu spät. Ich saß einfach zu nahe daran, um wegschauen zu können.

Sie hatten ihn reingelegt. Jemand hatte sich gebückt und einen dicken Eisklumpen auf ihn geworfen. Leider war mir dieses entgangen, aber Suko lag im Brunnen, und auch mir fielen die trägen Schwaden auf, die durch den Fackelschein zogen.

Sie stiegen aus dem Zentrum, und ich konnte mir noch keine Vorstellungen davon machen, woher dieser Nebel so plötzlich kam.

Jedenfalls war ich gezwungen, sofort einzugreifen, da ich mir vorstellen konnte, daß ein Mensch wie Suko für die Meute das richtige Opfer war, um ihrem Herrn und Meister etwas zu beweisen.

Ich kroch jetzt voran. Es war mir egal, daß ich mich über die glatte

Fläche auf dem Bauch bewegte. Jedenfalls sollten sie mich so spät wie möglich sehen.

Eine ungewöhnliche Perspektive für mich. Ich sah vor mir die Körper der Wartenden hochragen, ihre schräggestellten Beine und auch die Stiefel, die oft bis zu den Schienbeinen im tiefen Schnee verschwunden waren.

Dazwischen tanzte das Licht der Fackeln. Eine Mischung aus Hell und Dunkel, Schwarz, Rot und Gelb.

Ich bewegte mich weiter. Die Kälte drang durch meine Kleidung.

Sie legte sich wie Reif um meine Haut. Eiskörner glitten durch mein Gesicht, klebten auf den Lippen und in den Nasenlöchern.

Ich schob mich etwas weiter nach links, weil ich dort durch eine größere Lücke schauen konnte.

Da sah ich Suko.

Er lag im Brunnen. Genau dort, wo sich sein Körper über den Rand hinweg abzeichnete, befand sich auch das Zentrum der Nebelwolken. Sie sahen so aus, als würden sie aus der Gestalt des Inspektors hervorsteigen. Hatte er damit zu tun?

Etwas anderes lenkte mich ab. Es war die Gestalt gegenüber. Und sie überragte die dort stehenden Menschen.

Das mußte er sein.

Und er durchbrach den Kreis.

Leider nicht allein, denn auf seinen Armen lag Veronique Blanchard, seine Geisel!

***

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Jetzt sanken meine Chancen auf den Gefrierpunkt. Es paßte ja auch zu diesem eisigen Wetter, dachte ich mit Galgenhumor.

Er trug sie, wie einst Christopher Lee als Dracula seine Opfer getragen hatte. Quer über den ausgebreiteten Armen liegend. Ihr Kopf hing nach unten. Das Haar wehte und sah manchmal so aus, als sollte es sich in den Falten der Kutte verklemmen.

Angestrahlt vom Schein der Fackeln, boten die beiden Gestalten ein gruseliges Bild, und es war zu sehen, wie diese verdammte Person ihren Auftritt genoß.

Es wurde auch still. Niemand traute sich, auch nur ein Wort zu flüstern. Ihr Meister war erschienen, endlich und diesmal nicht nur als Schatten, sondern leibhaftig.

Er stand da, schaute in die Runde und trat erst nach einer gewissen Weile vor. Dabei ging er direkt auf den Rand des Brunnens zu, denn er war sein wichtigstes Ziel.

Aus dem Becken quoll noch immer der rötliche Nebel, der auch vor das Gesicht des Mannes trieb und es zu einer aufgeblähten wolkigen

Fratze degradierte.

Leroque schaute in den Brunnen, er sah die Gestalt meines Freundes und fing an zu lachen. Ein häßliches, widerliches Gelächter hallte über den Flammenkreis hinweg. »Es ist soweit. Das Blut eines Menschen hat den Brunnen getränkt. Die ersten Nebel wallen hoch, und sehr bald schon wird er wieder sprudeln.« Mit einer nahezu verächtlich wirkenden Geste ließ er den Körper seiner Geisel sinken und tat so, als würde er die Frau fortwerfen wollen.

Sie fiel hin. Den Aufprall hörte ich nicht, weil sie mit Suko zusammengestoßen war, der den Schmerz tatsächlich durch sein betäubtes Gehirn spürte.

Der Teufelsbote richtete sich wieder auf. »Es sind die ersten beiden, die ich töten werde. Das Mädchen, danach ihn. Ihr Blut macht den Anfang, euer Lebenssaft wird folgen. Seid ihr bereit, einen Teil davon dem Blutbrunnen zu spenden?«

»Wir sind bereit?« murmelten die Männer wie im Chor.

Ich war ein wenig beruhigter darüber, daß er sie nicht alle töten wollte. Allerdings konnte sein Plan auch nur ein Aufschieben bedeuten. Er würde, wenn er hier der Herr war, immer wieder Blut von den Menschen fordern, bis sie letztendlich nichts mehr besaßen und tot waren. Eine andere Art des Vampirismus.

Ich war nicht mehr liegen geblieben, sondern hochgekommen. Geduckt stand ich hinter den Menschen. Die Lücke war groß genug, um Leroque beobachten zu können. Nur das Fauchen der Flammen war zu hören. Ein jeder merkte, daß die große Sekunde nahte, und die unheimliche Kuttengestalt zögerte auch keine Sekunde länger, als sie unter das dunkle Gewand griff.

Jeder von uns sah das Messer, das er in der rechten Hand hielt.

Aus der Faust schaute die Klinge als breites Dreieck hervor, und der Widerschein des Feuers hinterließ auf diesem Gegenstand ein bizarres Zucken, als sollte die Waffe in zahlreiche Teile zerbrochen werden.

Er trat in das Ablaufbecken hinein. Aus seinem Mund drangen finstere Worte. Die widerlichsten Gotteslästerungen, die man sich vorstellen konnte.

Ich kümmerte mich nicht darum, schlich noch weiter vor und hörte seinen Abschlußsatz.

»Und so werde ich mit dem Blut dieser Frau den Brunnenboden füllen!« schrie er, hob seinen Arm und zeigte noch einmal sehr deutlich sein Messer.

Im selben Augenblick handelte ich.

Ich rammte die beiden Gestalten vor mir zur Seite. Sie rissen noch zwei Fackeln mit um, dann hatte ich den Kreis durchbrochen und sprang Leroque entgegen.

»Warum nimmst du nicht einen Hector de Valois?« schrie ich ihn an

und zeigte ihm gleichzeitig das Kreuz…

***

Er stand im Brunnen, ich hielt mich noch vor ihm auf. Er hatte das ungewöhnliche Messer erhoben, ich hielt ihm das Kreuz entgegen.

Der Kampf stand auf des Messers Schneide, er brauchte sich nur zu bücken und das Messer nach unten zu rammen.

Das tat er nicht.

Statt dessen starrte er auf mein Kreuz, und meine Hoffnung schien sich zu erfüllen.

Bannte es ihn?

Ich wartete ab. Sekunden zogen sich in die Länge, kein anderer aus dem Kreis griff ein. Jeder spürte, daß hier ein Mensch vor dem Teufelsdiener stand, der ihm ebenbürtig war.

Oder nicht? Wie sollte ich sonst sein Lachen verstehen, das mir entgegenhallte?

»Das Kreuz!« keuchte er, »das verfluchte Kreuz! Weißt du überhaupt, was du da hältst? Ich kann mich erinnern, daß es schon einmal jemand versucht hat, mich damit zu vernichten. Es ist ihm nicht gelungen, weil ich besser gewesen bin. Und ich werde immer besser sein. Ich besitze die Waffe, die aus dem Feuer der Hölle geschmiedet ist. Dieses kleine Messer hier wird das Blut aus den Körpern holen und den Brunnen damit füllen. Ihr könnt versuchen, was ihr wollt, ihr habt alle keine Chance. Komm her mit deinem Kreuz, komm her!«

Mich irritierte diese Sicherheit. Sollte er tatsächlich dagegen immun sein?

Seine rechte Hand zuckte einige Male. Es sah so aus, als wollte sie dem Himmel entgegenstoßen. Und plötzlich löste sich aus der Waffe ein ungewöhnlicher Blitz, der sich gedankenschnell um seinen Körper legte, als wäre er ein Schutzmantel.

Genau in dieser Sekunde fiel der Schuß!

***

Suko hatte seine Schulter etwas angehoben. Nur so war es ihm gelungen, zur Seite zu rollen und sich auch von dem Gewicht der Frau zu befreien. Durch seinen Schädel zuckten die Stiche, aber Suko gehörte zu den Menschen, die nicht aufgaben.

Und er war bewaffnet!

Unter der dicken Kleidung zog er seine Beretta hervor, während Leroque hoch über ihm stand, dabei nicht auf ihn achtete und nur seinen Triumph genoß.

Dann erschien John Sinclair, der den Teufelsboten ablenkte. Die Gefahr wich. Und auch Veronique griff nicht ein. Sie lag so still, als wäre sie tot.

John und Leroque unterhielten sich. Suko wunderte sich über die

Sicherheit dieser furchtbaren Mordgestalt, die auch auf ihre Waffe zu sprechen kam.

Mittlerweile hatte der Inspektor seine Beretta hervorgezogen. Er kantete die rechte Hand, drehte sich wieder auf den Rücken und winkelte den Arm an. Mit dem rechten Ellbogen stemmte er sich gegen den kalten harten Untergrund.

Die Haltung war günstig.

Er konnte Leroque sehen, auch dessen Waffe, die plötzlich zuckte und dabei ein ungewöhnliches Licht abgab.

Das Licht umstrahlte den Körper der Gestalt, und Suko wußte plötzlich, daß ihm keine Zeit mehr blieb.

Er schoß!

***

Und genau diese Kugel jagte gegen die Klinge. Es war einer dieser Treffer, die alles entscheiden konnten. Das geweihte Silber kämpfte gegen das zu einem Dreieck erstarrte Höllenfeuer oder Höllenblut, und der Lichtumhang, durch die Kraft des Silbers in seiner Schutzfunktion gestört, zuckte wieder zurück.

Der Teufelsbote brüllte auf.

Dieses Brüllen fuhr gegen mich wie ein gewaltiger Schwall. Ich sah, daß die Waffe verging. Sie veränderte dabei ihre Form und schmolz zusammen, als hätte sie jemand in eine heiße Glut gesteckt.

Wenn ich ihn jetzt nicht packe, dann nie.

Wie ein Betrunkener kämpfte sich Suko auf die Füße. Tapsig winkte er mir zu. Ich schrie ihn an, zurückzubleiben und kümmerte mich um Leroque, den Günstling der Hölle.

Diesmal flößte ihm das Kreuz Furcht ein.

Er sprang zurück, mit einer wilden Bewegung schleuderte er mir die Reste des Messers entgegen. Ich wich aus und jagte weiter auf ihn zu. Er wollte im Dunkel verschwinden. Vielleicht wäre ihm das auch gelungen, aber seine Diener hatten den Ring sehr eng gezogen, und den mußte er zunächst sprengen.

Das kostete ihn Zeit.

Zwar flogen die Gestalten nach rechts und links zur Seite, Hände aber krallten sich im Stoff seiner Kutte fest, wollten nicht loslassen und rissen ihn fast um.

Leroque schrie wütend auf, faßte nach einer Fackel, riß sie aus dem Boden und schlug auf den Mann ein, auf dessen Kleidung die Funken tanzten.

Dann war ich bei ihm.

Ein Hechtsprung brachte mich in seine unmittelbare Nähe. Mit der freien Hand klammerte ich mich an ihm fest, zerrte an ihm, während er mit der Fackel nach mir schlug, den Rücken traf, wo aber nichts

anbrannte.

Ich nahm das Kreuz.

Plötzlich erschien sein bärtiges Gesicht dicht vor mir. »Hector de Valois hat es nicht geschafft!« brüllte ich ihn an, »ich aber bin sein Nachfolger, und ich werde dich auslöschen.«

Mit meinem Gewicht hatte ich ihn rücklings in den Schnee gedrückt. Über uns tanzten die Schatten der zahlreichen Feuer und gaben eine gespenstische Beleuchtung ab.

Das Kreuz fiel auf sein Gesicht!

Leroque bäumte sich auf. Das heißt, er versuchte es, aber sein Schädel zerbarst vor meinen Augen in zahlreiche Stücke, die als winzige Flammen in zahlreiche Richtungen verschwanden und mit zischenden Lauten im Schnee verlöschten.

Nichts blieb von seinem Kopf zurück, nicht einmal ein Barthaar, und meine Faust tauchte tief in das Schneeloch ein, wo der Schädel einmal gelegen hatte.

Jetzt gab es ihn nicht mehr.

Ich stand auf. Ein fauliger Körper lag mir zu Boden. Aus den Falten stiegen dünne, faserige Rauchschwaden hoch, die nach Schwefeldampf stanken und zum Husten reizten.

Es war geschafft!

Ich kam hoch, klopfte mir den Schnee aus dem Gesicht und suchte nach Veronique und Suko.

Sie standen zusammen. Diesmal hatten wir eine Unschuldige vor dem Ende bewahren können. Das war uns nicht immer gelungen, aber dieses Gefühl war einfach toll.

Einen letzten Blick warf ich auf die Reste des Teufelsboten. Die versanken im tauenden Schnee, der eine schmutzige Farbe angenommen hatte.

Ich hob den Kopf und sprach gegen den Himmel. »Hector de Valois«, flüsterte ich dabei. »Es ist schon okay, wenn sich zwei Männer so ergänzen können, auch wenn der andere schon seit Jahrhunderten nicht mehr lebt…«

Und ich muß ehrlich gestehen, daß ich mir bei diesen Sätzen so ähnlich vorkam wie der Highlander, der mit seinem in einem Zwischenreich verschollenen Freund Ramirez sprach…

***

Der Blutbrunnen würde das bleiben, was er bisher auch gewesen ist.

Nicht als ein Stück Erinnerung. Der Teufelsbote hatte es nicht geschafft, und das war gut so.

Veronique Blanchard hatte uns versprochen, sich um die Dorfbewohner zu kümmern, die einer verfluchten Magie zum Opfer gefallen waren. Zudem mußten noch die vier Toten unter die Erde

gebracht werden. Ich war sicher, daß ihr dabei der Pfarrer helfen würde.

Sie hatte uns außerdem angeboten, die Nacht in ihrem Haus zu verbringen, worauf wir gern zurückkamen, denn mittlerweile hatte ich genug von der Kälte.

Wir fuhren hin. Veronique telefonierte mit dem Pfarrer und überbrachte ihm die gute Kunde.

Ich tat inzwischen etwas anderes, denn Suko bekam von mir ein tolles Geschenk.

Es war ein großes Pflaster, das ich ihm über die Wunde klebte, so daß er fast aussah wie ein Pirat, dem die Klappe ein wenig zu hochgerutscht war…

ENDE